20/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Raten und reisen

Großes Preisausschreiben um literarische Landschaften

Duell am Toten See

In den Sümpfen des westsibirischen Erdölgebietes

Ein Blatt für Eisenstein

Atelierbesuch bei Christine Perthen vor der X. Kunstausstellung

★ Inhalt

Wirtschaft
Wo unter unvorstellbaren Bedingungen Öl gewonnen wird **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Die goldenen Zeiten des Marathon-Gehers Hartwig Gauder **Seite 16**

Wissenschaft
Auf ein Wort, Herr Professor: Isotope für den Umweltschutz **Seite 18**

Die klassische Reportage
„Zukunft im Rohbau" von F. C. Weiskopf **Seiten 20 u. 34**

Serie
Aufstieg zum Dach der Welt **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Appetit auf Kuchen **Seite 28**

Musik
Der Neue führt den Stab: vor dem Gastspiel des Moskauer Bolschoi **Seite 30**

Bildende Kunst
Die Grafikerin Christine Perthen **Seite 32**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab" **Seite 40**

Tatsachenbericht
Lykows, die Einsiedler, zogen um **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

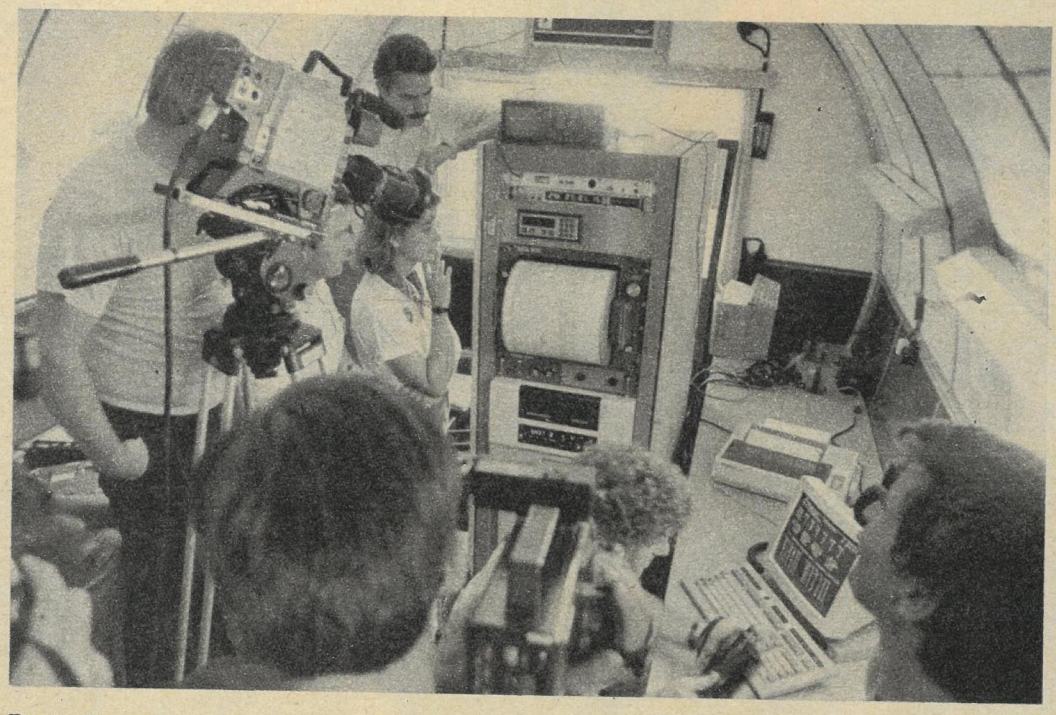
Literarische Reisereportage
Durch die heißeste Region Chinas: Wuhan **Seite 46**

Preisauschreiben
Ratespiel um Dichterorte am Schwarzen Meer **Seite 52**

Titelfoto:
Alfred Paszkowiak fotografierte die Grafikerin Christine Perthen in ihrem Berliner Atelier

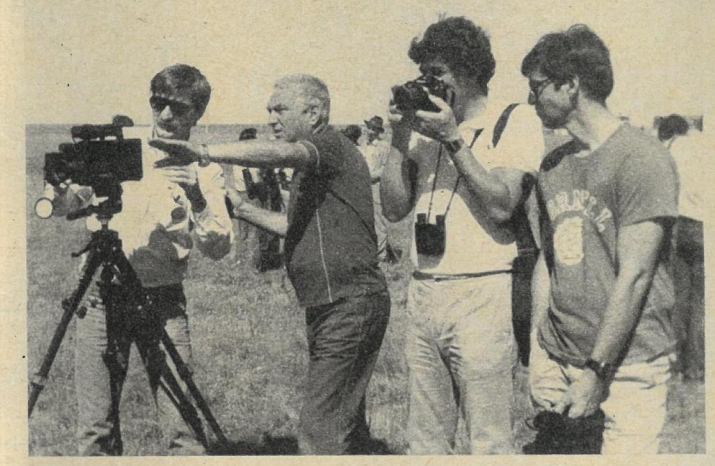
Redaktionsschluß für dieses Heft: 21. 9. 1987

★ Im Blickpunkt

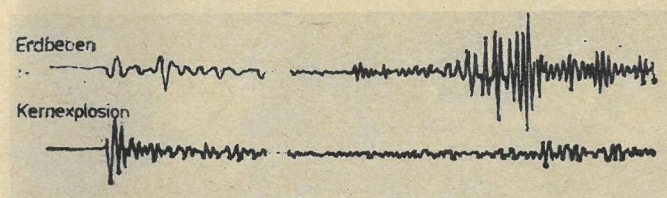


Drei Detonationen rissen Anfang September den Boden der kasachischen Steppe auf. Zweimal hatten die sowjetischen Techniker bei Karaganda jeweils neun Säcke mit 45 Kilogramm Trinitrotoluol-Granulat in 25 Bohrlöchern von 20 Meter Tiefe eingebracht, also insgesamt rund 10 Tonnen TNT; einmal war es doppelt soviel Sprengstoff. Die Explosionen wurden in den seit einem Jahr gemeinsam von sowjetischen und amerikanischen Seismologen betriebenen Meßstationen in der Nähe des wichtigsten nuklearen Versuchsgeländes der Sowjetunion (siehe FW 18/86) verfolgt. Anwesend war aber auch eine Gruppe von US-Kongreßabgeordneten und Journalisten aus neun Ländern. Denn in diesem Experiment sollte die Frage geklärt werden, die seinerzeit dazu führte, daß das 1963 abgeschlossene Atomteststopp-Abkommen auf die Atmosphäre, die Meere und den Weltraum beschränkt blieb und unterirdische Sprengungen nicht einschloß: Ob man auch unterirdische Kernexplosionen eindeutig identifizieren und beispielsweise von einem Erdbeben unterscheiden könne, was US-Militärs und ihre Waffentechniker in Abrede stellten. So legte dann der sogenannte Schwellenvertrag von 1976 nur eine Höchstgrenze der zulässigen atomaren Explosionsstärke von 150 000 Tonnen TNT – immer noch fast elf Hiroshimabomben! – fest, unter der man machen könne, was man wolle, weil derartige Detonationen sowieso nicht mehr zu klassifizieren seien.

Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht zu beweisen, kam den Wissenschaftlern in Kasachstan die Natur selbst zu Hilfe: Wenige Sekunden nämlich bevor die dritte Sprengung gezündet wurde, bebte plötzlich die Erde. Und trotzdem hoben sich die Signale der in 240 Kilometer Entfernung gezündeten nichtnuklearen Kontrollsprengung auf den Meßkurven klar ab! Schlußfolgerung der USA-Politiker in ihrem Bericht an den Kongreß: Die Überprüfung eines Kernstopp-Abkommens ist auch bis zu einer Kilotonne durch in der



Beweis im Testgelände



Nähe der Versuchsgelände installierte Kontrollstationen zweifelsfrei möglich. Ein Tatbestand übrigens, der auch Ausgangspunkt der neuen Verhandlungen zum Problem der Nuklearversuche ist, auf die sich jetzt Eduard Schewardnadse und George Shultz in Washington geeinigt haben. Und Bestätigung der Entwicklung, zu der Michail Gorbatschow in seinem jüngsten Artikel schrieb, daß sich „bisher nicht gekannte Normen für Offenheit, Öffentlichkeit, für Umfang und Tiefe gegenseitiger Überprüfung und Kontrolle der übernommenen Verpflichtungen" herausbilden. Noch vor dem 1. Dezember dieses Jahres sollen umfassende schrittweise Verhandlungen zum Problem der Kernwaffenversuche beginnen, ist in der gemeinsamen Erklärung der UdSSR und der USA zum Abschluß der Außenministergespräche beider Länder angekündigt worden.

Dietrich Pätzold

Fotos: TASS/Petuch (3); ZB/Gräme (1)

Das Bewegende der Normalität

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Ausschlaggebende Repräsentanten einer Klasse, die mit Arbeitern, mit Kommunisten zumal, nicht nur Meinungsverschiedenheiten haben, sondern unvereinbare Gegensätze und Prinzipien vertreten, empfangen einen gestandenen Kommunisten, den Staatschef sowie Generaldirektoren sozialistischer Kombinate. Sie erkennen damit an, daß revolutionäre Arbeiter einen Staat errichten und regieren können, der funktioniert, und sie haben den Willen zum gemeinsamen Überleben und zu nutzbringender Zusammenarbeit. In der Hauptstadt Bonn wird dem Staatsoberhaupt des sozialistischen deutschen Staates unter der Fahne mit Hammer und Zirkel und zu den Klängen unserer Nationalhymne völkerrechtliche Reverenz erwiesen.
Das ist bewegend und zugleich selbstverständlich. Das ist von historischer Dimension. Denn Normalität im Verhältnis zweier Staaten, deren jeder einem anderen Militärbündnis angehört, zwischen denen die Trennlinie Sozialismus–Kapitalismus verläuft, an deren gemeinsamer Grenze sich die mächtigsten Militärkoalitionen der Geschichte gegenüberstehen: Normalität jetzt und hier ist ein Stück Lebenselixier für Europa und die Welt.

Natürlich schließen Zwang und Wille zum Zusammenleben gegenseitige Kritik nicht aus; diese muß allerdings so geübt werden, daß ein friedliches Zusammenleben nicht gefährdet wird. In erster Linie geht es darum, daß an die Stelle der Konfrontation der Dialog und die sachliche Zusammenarbeit treten.

Der Besuch in den Häusern der Marx und Engels war nicht nur Bedürfnis und Erlebnis für einen Kommunisten, sondern zugleich Ausdruck des Dankes für die beiden, die die geistigen Grundlagen für diese Wende gelegt haben.
Grenzgebiet ist militärisches Sperrgebiet. Wer die richtigen Übergänge benutzt, kann dies mit Gelassenheit tun, aber Sicherheit und Ordnung an dieser sensiblen Grenze sind mitbestimmend für den Frieden. Aus der deutsch-polnischen Grenze haben wir eine Friedensgrenze gemacht. Wenn die Normalität, von der im Bonner Kommuniqué die Rede ist, Wirklichkeit wird, könnte auch die Trennlinie an Elbe, Werra und rings um Westberlin verbindenden Friedenscharakter annehmen.
Der antifaschistische Schutzwall hatte böse Ursachen und wohltuende Folgen. Zehn Jahre nach seiner Errichtung konnte das europäische Vertragssystem in Angriff genommen werden – einschließlich des Vierseitigen Abkommens über Westberlin und des Grundlagenvertrages, der ja wiederum die Voraussetzung für den jetzigen Besuch schuf.
Ich verhehle nicht meine Gefühle; denn ich trete in jenes biblische Alter ein, in dem man Rückschau hält. Diese ergibt für mich eine Summe harter Kämpfe gegen Blockaden und Verleumdungen und für den völkerrechtlichen Charakter der Beziehungen zwischen Berlin und Bonn, gegen Versuche, die Deutsche Demokratische Republik zu destabilisieren, „die Ostzone zu befreien", und für Normalität.
Eine Zeitlang hieß es, die Spaltung sei die Quelle von Unsicherheit und Kriegsgefahr. Nun hat sich bei der überwiegenden Mehrheit die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Existenz zweier deutscher Staaten unverzichtbar, ja entscheidend, das heißt segensreich ist für das friedenerhaltende militärstrategische Gleichgewicht in Europa. Ein französischer Philosoph meinte – gewiß ein wenig zynisch: „Ich liebe Deutschland so sehr, daß ich glücklich bin, daß es zwei davon gibt." Das ist im Prinzip richtig.

Gerade in einer Zeit, da zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte der Einstieg in wirkliche Abrüstung möglich ist (und erforderlich, denn der gemeinsame Nukleartod ist keine Alternative), schafft die Anerkennung der Gleichheit und Souveränität beider Staaten, einschließlich der Klarheit über ihren antagonistischen, nicht vereinigungsfähigen Charakter die Voraussetzung dafür, daß man sich über das Notwendige und Machbare verständigen kann und muß.
Nötiges und Machbares üben Überzeugungskraft aus und Anziehungskraft, zumal sie Gewinn versprechen. Zusammenarbeit in der Wirtschaft und der Landwirtschaft bringt gegenseitigen Vorteil. Der Austausch von Erfahrungen im Städte- und Wohnungsbau ist für beide Seiten nützlich. Kulturaustausch fördert ästhetischen Genuß und humanistisches Denken. Vergleiche und Erfahrungsaustausch im Sport könnten die Leichtathletik in der BRD und den Fußball in der DDR qualifizieren. Verbesserungen im Verkehr und im Fernmeldewesen würden Reisenden und Besuchern viel Ärger ersparen. Städtepartnerschaft und Jugendaustausch tragen zum Kennenlernen und zur Vertrauensbildung bei wie Familienzusammenführungen und die Lösung von Härtefällen. Die Abkommen über Zusammenarbeit auf wissenschaftlich-technischem Gebiet, beim Umwelt- und Strahlenschutz – das alles bringt Gewinn, humanistischen und materiellen Gewinn. Vor allem aber Gewinn an Sicherheit.
Nicht die Qualität der Waffen, sondern die Qualität der Politik entscheidet über Sicherheit und Stabilität. Wobei sich Kooperation und gegenseitige Kritik einander nicht ausschließen. Deshalb trägt das Dokument der SED und der SPD die Überschrift „Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit"!

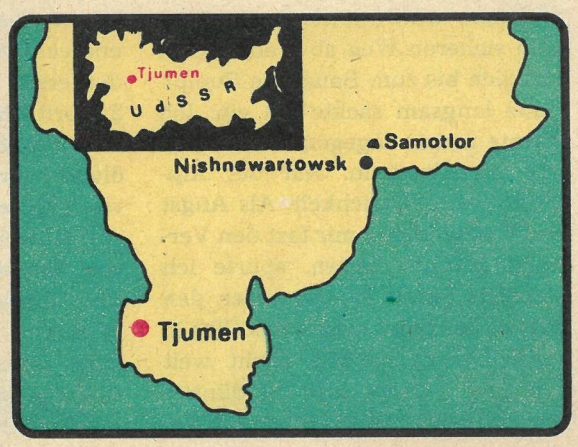
Und wenn zwischen den beiden deutschen Staaten Normalität möglich ist, dann sollte das auch in aller Welt möglich sein. So wirkt das internationale Gewicht der Deutschen Demokratischen Republik, wirkt die geistige und körperliche Leistung unseres Generalsekretärs und Staatsoberhauptes, wirkt die Kontinuität unserer Politik – zusammen mit dem wachsenden Verständnis, der Einsicht jenseits von Elbe und Werra über das Bilaterale hinaus. All das trägt zur Sicherheit in unserem gemeinsamen europäischen Haus wie in unserer unteilbaren Welt bei – zum Glück des Menschen.

Und der Teufel schuf Samotlor...

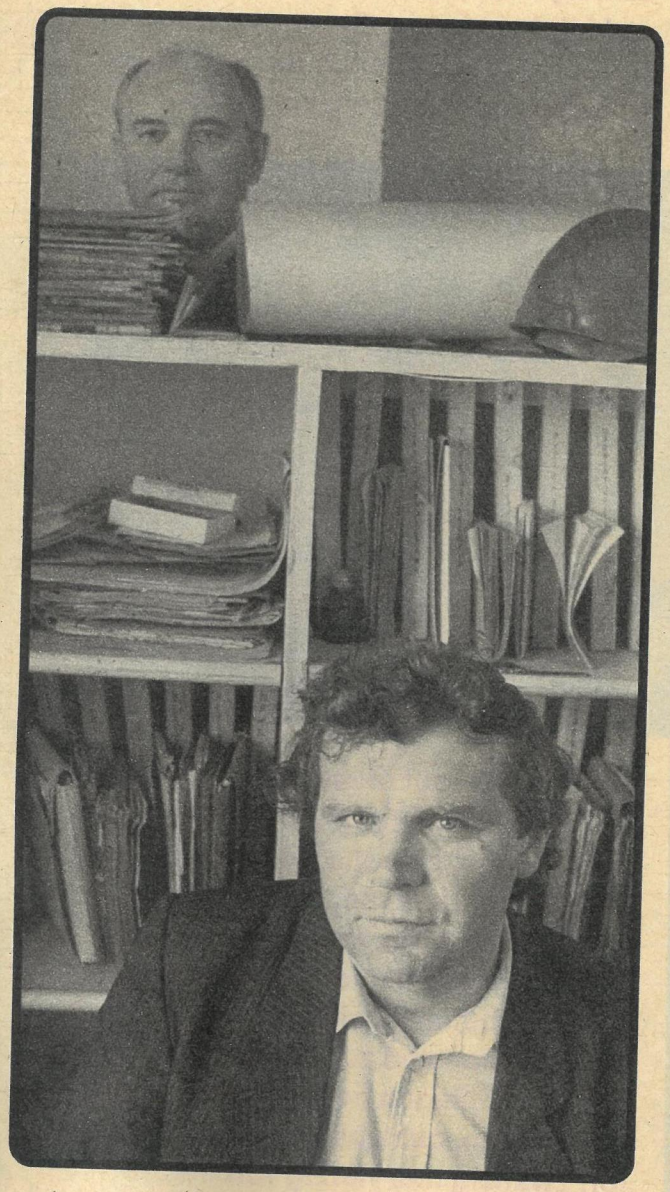
Morast und Sümpfe, mittendrin ein See. Das ist Samotlor. Im Winter fällt hier das Thermometer auf eiskalte fünfzig Grad, im Sommer steigt es auf hitzige vierzig. Dann wird der Sumpf zum „Schnellen Brüter". Mücken und Stechfliegen, vor ihnen

schützen weder Moskitonetze noch Sprays. Blutgierig fallen die Tiere über Menschen her, kriechen ihnen in den Mund, die Nase, die Ohren … Man erzählt sich, daß während des Bürgerkrieges General Koltschak mit Vorliebe befahl, Gefangene nackt auszuziehen und zu fesseln. Mücken und Stechfliegen besorgten ihren grausamen, qualvollen Tod … Samotlor, zwanzig mal vierzig Kilometer groß nur ist der See. Doch unter ihm schwimmt ein Ozean aus Öl. In dieser westsibirischen „Hölle" leben und arbeiten Menschen. Unter kaum vorstellbaren Anstrengungen fördern sie Öl, das schwarze Blut der Erde.

Ein Beitrag von
Bernd Siegmund (Text)
und Peter Meißner (Fotos)



Und der Teufel schuf Samotlor...



Brigadier Wladimir Kasakow, Mitglied der kommunistischen Partei seit 1978, ist in Samotlor auch Vorsitzender des Rates der Meister. Er sagt: „Ich habe mir überlegt, wie wir es schaffen könnten, noch mehr Leistung zu stimulieren. Geld verdienen wir genug. Natürlich, wer hat schon genug davon, aber immerhin... Deshalb habe ich im Rat der Meister zur Diskussion gestellt, ob nicht die besten Arbeiter als materiellen Anreiz die Möglichkeit erhalten sollten, für hervorragende Leistungen außerhalb der Reihe eine Wohnung zu bekommen. Denn das Wohnungsproblem ist auch in Nishnewartowsk das Problem Nummer Eins.“

Noch nie wurden Fische hier gefangen, kamen Tiere zur Tränke, die hoch gelegenen Erdöl- und Erdgasschichten haben alles Leben zerstört. Samotlor heißt „Toter See“.

Man sagt, das Moor hier sei friedlich, habe noch keinen Menschen in die Tiefe gezogen. Gott sei Dank! Aber einer der ersten, die in Samotlor waren, ein Arbeiter, erzählt: „Die Sümpfe sind tief, bis zu zehn Meter und mehr. Man weiß nie, wie der Untergrund wirklich ist. 1966, da war hier alles noch unberührte Natur, passierte mir eine schlimme Geschichte. Ich wollte Beeren pflücken, wurde leichtsinnig, kam vom sicheren Weg ab und steckte plötzlich bis zum Bauch im Sumpf. Ganz langsam sackte ich ein. Ich konnte nichts dagegen tun, es war wie ein Alptraum. Nur der Alptraum war Wirklichkeit. Als Angst und Verzweiflung mir fast den Verstand geraubt hatten, spürte ich plötzlich festen Boden unter den Füßen. Langsam kehrte das Blut in meine Adern zurück. Nicht weit von mir entfernt lag ein dünner Stamm, eine umgefallene Birke. Ich konnte sie gerade mit den Händen erreichen. Die habe ich herangezogen. Und indem ich mich vorsichtig auf sie stützte, kroch ich langsam aus dem Sumpf empor.“

Eine Schattenwelt, eine Heimstatt von Kummer und Klage, eine Einöde, geschaffen, nur um der ewigen Qualen der Verbannung willen. „Tod und unendliches Schweigen“ sind die Herrscher in dieser „Dantischen Hölle“. So beschrieb der Naturforscher Hyppolit Sawalischin vor mehr als hundert Jahren das westsibirische Land.

Im Mai 1965 wurde das Erdöl in der „Dantischen Hölle“ von Samotlor entdeckt. Am 27. Januar 1969 stand der erste Bohrturm im Moor, am 2. April 1969 begann die Förderung. Heute ist Samotlor das größte Erdölvorkommen der Sowjetunion, das viertgrößte der Welt. Nur die Länder Kuweit, Irak und Iran liegen vor Samotlor. 10 000 Bohrungen sind mittlerweile niedergebracht. In Sumpf und See. Auch für die DDR wird hier Erdöl gefördert. Samotlor ist gespickt mit Pipelines, das Gebiet atmet jährlich 127 Millionen Tonnen Erdöl aus. 9000 Bohrungen sollen hinzukommen. In acht Jahren wird die geplante Kapazität erreicht sein.

Vom Hubschrauber aus sieht man, was einem zu ebener Erde entgeht. Eine Betonstraße umspannt den See. Die Hauptschlagader. Von ihr aus führen Hunderte Sandwege ins tückische Moor. Hin zu den Bohrinseln. Der Pilot unseres Hubschraubers sucht den Kartenpunkt 2098. Ein Fleckchen Leben in der Unwirtlichkeit. Dort arbeitet die Brigade Kasakow, dort werden wir abgesetzt.

Explosion in der Tiefe

Eine Insel, zweihundert Meter im Quadrat, der reine Sand. Zuerst wird die weiche, sumpfige Bodendecke abgehoben, dann wird dieses Loch ausgefüllt mit Sand, dazwischen kommen Baumstämme, der Druck der Erdmassen ist genau berechnet, es entsteht eine federnde, feste Plattform im Sumpf.

32 Mann stark ist die Brigade Kasakow. Sie arbeiten im Schichtsystem. Auf der Bohrinsel gibt es einen Kantinenwagen, einen, in dem sich die Männer umkleiden und erholen können, und einen, in dem der Brigadier, der Ingenieur und der Schichtleiter ihren Arbeitsplatz haben. Über Funk ist man mit dem „Festland“ verbunden, gibt Daten durch, fordert Material an, ist auf dem laufenden. Bohrgestänge liegen am Rande der Sandinsel, ein kleines Kraftwerk sorgt für Strom, der Bohrblock wiegt 120 Tonnen, abwärts – aufwärts, abwärts – aufwärts, tiefer und tiefer frißt sich der Bohrer in das Erdreich von Samotlor.

„Wir sind jetzt bei 1300 Meter“, sagt Wladimir Alexandrowitsch Kasakow. „Vier Tage haben wir gebraucht dafür, mit sechs bis acht rechnen wir noch bis zur Solltiefe. 2217 Meter muß sie sein.“

Der Brigadier, wir merken es sofort, hat heute keinen guten Tag. Seit Stunden plagt ihn heftiger Zahnschmerz. Nun hat man über Funk den Zahnarztwagen angefordert, ein Notfall. Normalerweise geschieht die medizinische Betreuung der Bohrleute auf den Inseln im Sumpf nach vorgeschriebenem Plan. Vier rollende Arztpraxen sind im Einsatz, medizinische Linienbusse, zwei für die Stomatologie, zwei für die Allgemeinmedizin. Aber bei Notfällen... „Na ja“, wage ich einen Scherz, „das Bohren sind Sie ja gewöhnt...“ Wladimir Kasakow nickt. Aber so richtig behagen will es ihm doch nicht. Schließlich geht es an seine eigenen Zähne...

Zuerst treibt man einen Hauptzweig in die Erde, von ihm gehen mehrere Bohrlöcher schräg weg. Es können sieben sein, zehn oder achtzehn, das hängt von der öligen Unterwelt ab. Bei der Bohrung 2098 sind es vier. Der Sinn ist einfach: Mit diesen weitverzweigten, schrägen Bohrungen erfaßt man unter der Erde eine größere Fläche, erreicht mehr Erdöl. Die einzelnen Punkte, auf die die Bohrleute treffen müssen, sind von den Geologen genauestens festgelegt. Gebohrt wird mit Hilfe von Wasser, es spült das Gestein hoch.

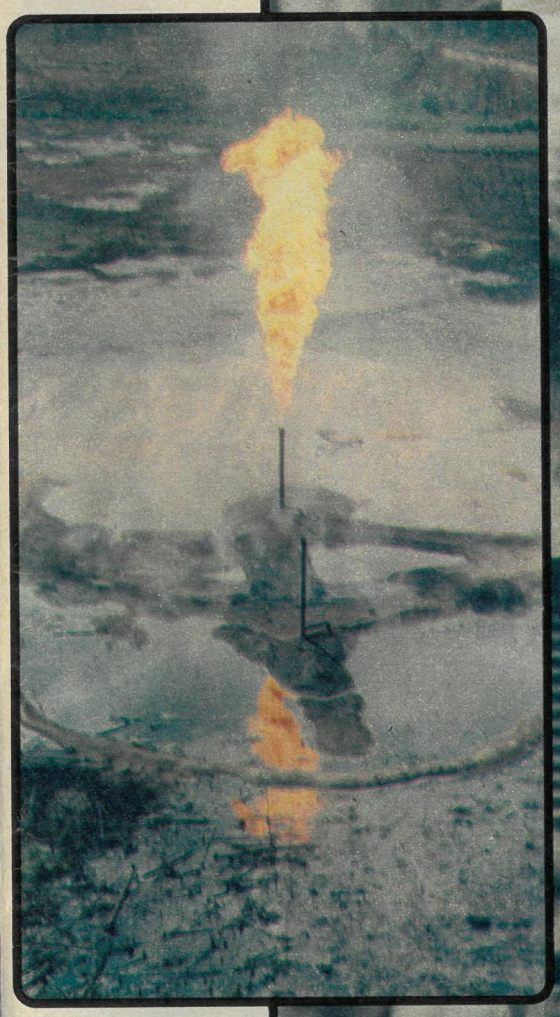
„Aber es ist kein einfaches Wasser“, erzählt Brigadier Kasakow. „Es muß eine bestimmte chemische Zusammensetzung haben, eine ganz spezielle Dichte, damit das Erdöl nicht nach oben schießt, sondern langsam steigt. Wichtig ist, daß wir Geschwindigkeit und Belastung des Bohrkopfes richtig berechnen. Für die Bohrung 2098, also für die vier Löcher, haben wir ein Plansoll von 44 Tagen. Das sind elf Tage pro Loch. Das schaffen wir, wenn keine besonderen Schwierigkeiten auftreten, nicht irgendwas an der Bohreinrichtung kaputtgeht, plötzlich Gas nach oben kommt...“

Anfang des Jahres passierte ein solches Unglück. Mit Urgewalt suchen sich Gas und Wasser aus der Tiefe der Erde ihren Weg nach oben. Eine Havarie 1. Kategorie. Doch Glück im Unglück: Das Gemisch explodierte nicht. Sonst hätte es Verletzte gegeben, vielleicht Tote. Sagt Wladimir Kasakow. Niemand ist gefeit davor. Das Öl, das man in Samotlor fördert, hat eine gute, normale Qualität. Aber auch viele Beimengungen an Gas. Das macht das Bohren so gefährlich.

32 Jahre alt ist Wladimir Kasakow. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder, sieben Jahre alt ist der Sohn, vier Monate die Tochter. Seine Frau arbeitet als Mechanikerin, seit elf Jahren leben die beiden in Nishnewartowsk. Er hat in der Tatarischen ASSR das Erdöl-Technikum besucht, dann ein Fernstudium gemacht, ist Ingenieur, Bohrmeister und Brigadier. Vor rund drei Jahren übernahm er die Brigade. Das war für ihn ein Risiko, denn diese Bohrmannschaft erfüllte nie ihren Plan, hatte einen schlechten Ruf...

„Ich habe von der Pike auf das Erdölhandwerk erlernt“, erzählt Wladimir Kasakow. „Man macht mir wirklich nichts vor. Als die Partei zu mir kam und mich bat, die Brigade zu übernehmen, habe ich lange hin- und herüberlegt. Wer tauscht schon gern ein gutes gegen ein schlechtes Kollektiv? Ehrlich gesagt, ich hatte sogar ein wenig Angst davor. Was ist, wenn nun die Brigade mich erzieht, und nicht ich sie? Aber dann habe ich doch zugesagt, wollte einfach meine Kräfte prüfen, etwas Neues machen.“

Ismail Muchatow, Mitglied der Brigade Kasakow, 30 Jahre alt, stammt aus Dagestan. Als das Erdölgebiet Samotlor in Planschulden geriet und hart kritisiert wurde, kamen erfahrene Erdölarbeiter aus den traditionellen Fördergebieten der Sowjetunion, aus Baku, Baschkirien und der Tatarischen ASSR, nach Westsibirien, um Hilfe zu leisten. Per April 1986 war das Schuldenkonto getilgt. Und nicht nur das: Samotlor brachte 1,7 Millionen Tonnen über den Plan.



Und der Teufel schuf Samotlor ...

Zuerst hat Wladimir Kasakow mit jedem einzelnen gesprochen. Warum bist du schlechter als andere? Macht dir die Arbeit keinen Spaß? Willst du nicht weiterkommen im Leben? Das hört sich alles heute so normal an, aber es dauerte lange, ehe Vertrauen da war, das Eis taute. Der Brigadier arbeitet gern mit Menschen, findet in der Regel den richtigen Ton. Ja, manchmal schreie ich auch, sagt er. Als erste Maßnahme hat Wladimir Kasakow neue Kollektive innerhalb der Brigade zusammengestellt. Leute miteinander verschweißt, die sich vom Charakter her ergänzen, sich gegenseitig motivieren, helfen. Das klappte. Was ja nicht unbedingt so sein muß. Als Wladimir Kasakow die Brigade übernahm, hatten es seine Jungs mit Ach und Krach auf 40 000 Meter im Jahr gebracht. Hauptkennziffer beim Bohren sind die zurückgelegten Meter. Und heute?

„Als Mitglied der Partei glaube ich zwar nicht an Gott, aber wir Bohrarbeiter sind alle etwas abergläubisch. Bei uns hat sich die Angewohnheit breitgemacht, immer ein wenig zu stöhnen und zu jammern. Kommt der Wind vom Westen, steht's mit dem Bohren nicht zum besten. Und obwohl der Wind oft vom Westen kommt, liegen wir jetzt bei 100 000 Meter pro Jahr. Und wir sind ein verschworenes Kollektiv."

Ein Bohrarbeiter verdient in Samotlor zwischen 500 und 700 Rubel. Mit Prämien kann er gut und gerne auf die magische Zahl 1000 im Monat kommen. Und er kann sich eine Menge dafür leisten. In Samotlor wartet man auf einen Lada beispielsweise nur vier Jahre, den Arbeitern werden Datschen zur Verfügung gestellt, der Urlaub im Süden ist gesichert, das Angebot an hochwertigen Industrieerzeugnissen, an Waren des täglichen Bedarfs ist gut. In Samotlor muß das schwerverdiente Geld nicht auf der Sparkasse schmoren. Trotzdem ist für Wladimir Kasakow Geld kein ausreichendes Motiv. Wer nur deswegen ins Moor geht, erlebt mit Sicherheit seine persönliche Niederlage. Die Arbeit ist zu schwer, mit Geld nicht zu bezahlen. Da muß schon Begeisterung im Spiel sein. Und Liebe zum Beruf. Und ein Schuß Abenteuerlust. Wann ist die Arbeit eigentlich leichter? Im Sommer mit den beißenden Mücken oder im Winter mit beißendem Frost?

„Im Sommer", sagt Wladimir Kasakow. „Gegen die Mücken ist zwar noch kein Kraut gewachsen, aber ich habe schon eine Hornhaut. Der Winter aber verlangt den ganzen Kerl. Zwar ist es gesetzlich geregelt, daß ab vierzig Grad unter Null nicht mehr gearbeitet wird, aber manchmal läßt es sich einfach nicht vermeiden. Im vorigen Winter haben wir bei fünfzig Grad gebohrt. Aus technologischen Gründen. Da erstarrte die Bohrspülung zu Eis, das Metall glühte aus, als hätte es sich heißgelaufen, zerbröckelte, alles mußte mit Dampf erwärmt werden. Und dann steh mal als Turmsteiger auf der obersten Bühne... Wo der Wind pfeift, daß dir Hören und Sehen vergeht. Nein, nein, der Winter macht alles doppelt schwer..."

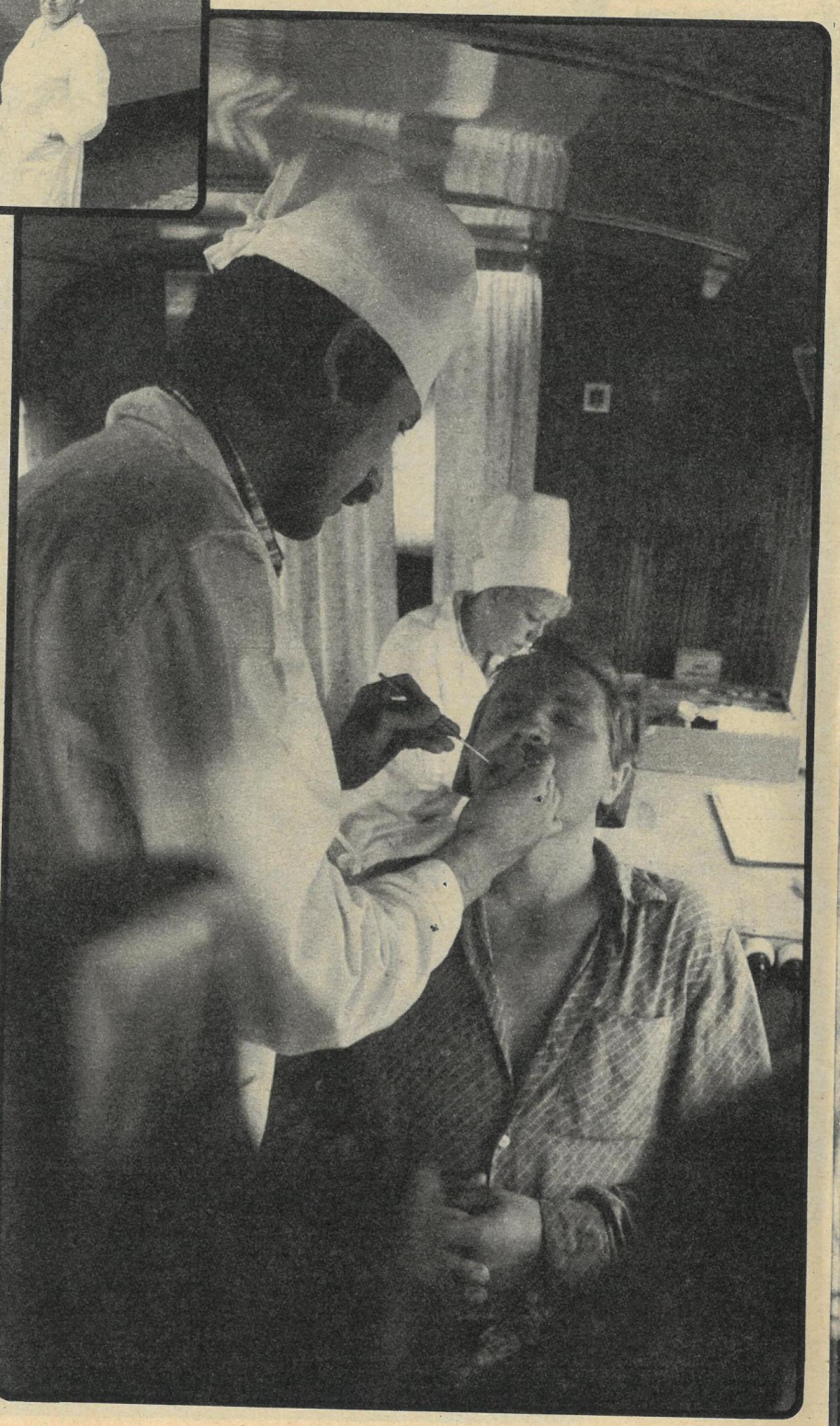
Auf Wladimir Kasakow, der soeben noch begeistert vom Bohren gesprochen hatte, wartet der Zahnarzt. Wir werden ihn nicht wiedersehen. Der Kiefer ist vereitert, ein wenig Fieber stellt sich ein, der mutige Bohrarbeiter Kasakow wird vom kundigen „Bohrarbeiter", vom Zahnarzt Rafael Gasijatulin aus Baschkirien, krankgeschrieben.

Der Rest bleibt unten

Im Juni 1978 feierte das Erdölland Westsibirien einen großen Triumph. Die letzte Tonne Erdöl, die an der ersten Milliarde fehlte, wurde jubelnd aus der Erde gepumpt. Hundert Jahre hatte das traditionelle Ölrevier Aserbaidshan gebraucht, um diese Zahl zu erreichen. Westsibirien benötigte dazu dreizehn. Die „Business Week", ein angesehenes Blatt der amerikanischen Geschäftswelt, schrieb anerkennend: „Seit Mitte der fünfziger Jahre, als in Westsibirien Erdöl- und Erdgasvorkommen entdeckt wurden, untersuchen und entwikkeln die Russen diese kalte und wenig attraktive Region. Jetzt haben sie herausgefunden, daß die Größenordnung ihrer Entdeckungen und Funde so enorm hoch ist, daß dies selbst hartgesottene Männer der Erdölindustrie erschüttert."

Man kann diese hartgesottenen Männer durchaus verstehen. In Amerika gelten schon Quellen für rentabel, die 100 Kilogramm in der Stunde hervorsprudeln. Im See Samotlor aber, dem Epizentrum des Vorkommens, gibt es solche, die 50 Tonnen in der Stunde bringen, über 1000 am Tag.

Sibirien, wo lediglich acht Prozent der sowjetischen Bevölkerung leben, fördert schon heute 62 Prozent Erdöl, 54 Prozent Erdgas und 33 Prozent Kohle der Landes. Dabei sind die Vorräte noch längst nicht genügend erkundet, wissenschaftlich erfaßt. So liegt beispielsweise die Bohrungsdichte in Westsibirien bei nur siebzig Zentimetern pro Quadratkilometer. Und noch immer beurteilt man das Vorhandensein von Bodenschätzen anhand einer geologischen Karte im Maßstab 1:200 000. Für eine ernsthafte Erforschung aber, darüber sind sich die Fachleute einig, muß man schon auf 1:25 000 gehen. Der XXVII. Parteitag der KPdSU hat den Wis-

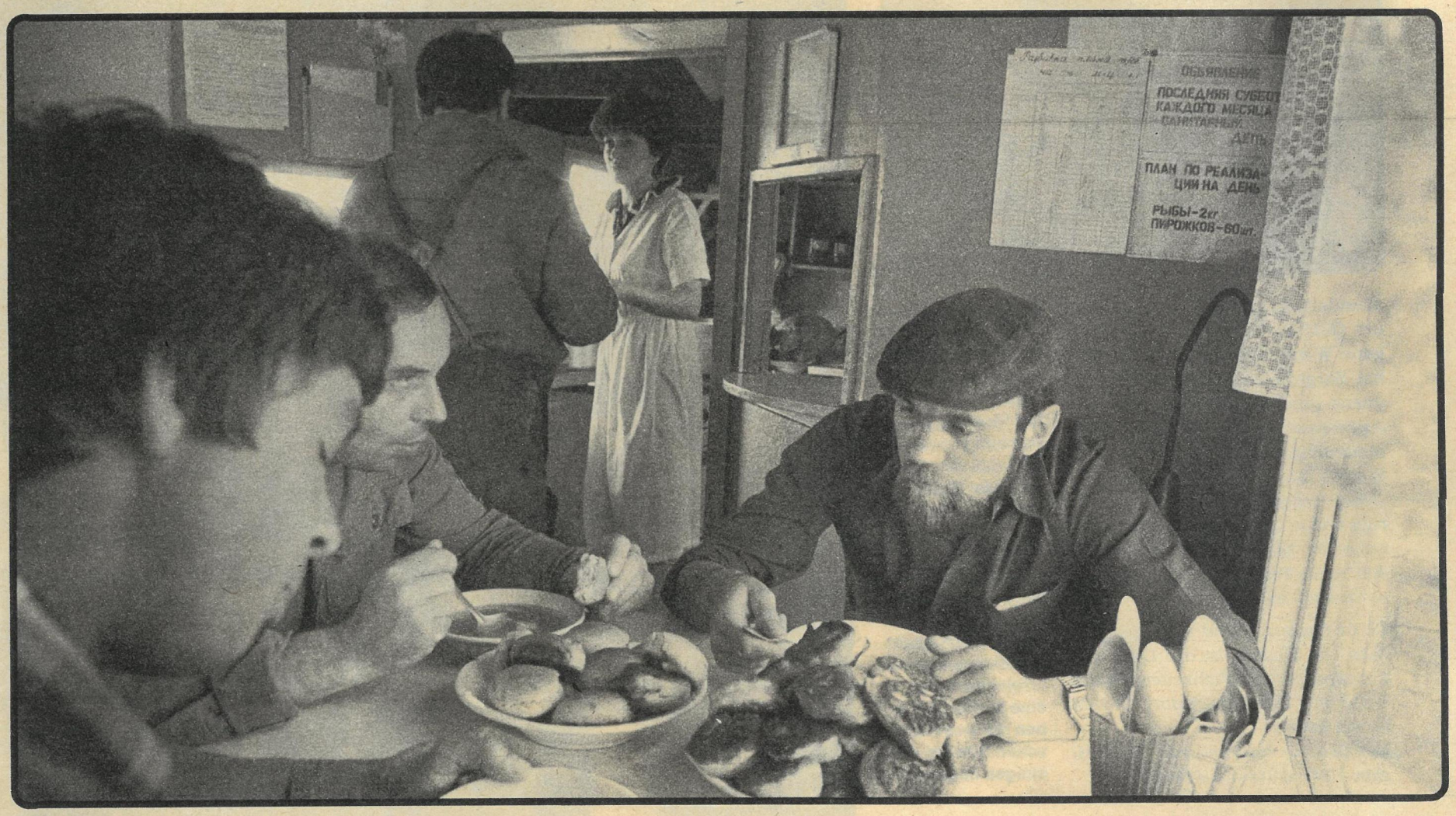


Die sozialen Bedingungen auf einer Erdöl-Insel im Sumpf von Samotlor sind gut. Für appetitliches Kantinenessen ist gesorgt, und auch für medizinische Betreuung. Eine Schicht dauert acht Stunden, dann kommt der Bus und bringt die Erdölarbeiter nach Hause. Sie wohnen alle in Nishnewartowsk. Auf den weit entfernten Bohrinseln bleibt die Mannschaft vierzehn Tage vor Ort, dann erfolgt der Schichtwechsel.

senschaftlern mit großem Ernst diese Aufgabe gestellt.
Man schätzt, daß unter Samotlor 10 Milliarden Tonnen Erdöl liegen. Welch eine Zahl! Eine Eins mit zehn Nullen. Und die sind eine Macht.
Vierzig bis fünfzig Prozent des Erdöls werden an die Oberfläche gesche Kombinat, gejagt, für die örtliche Wärmeversorgung genutzt, im Kraftwerk Surgut verarbeitet.

Eine sibirische Familie

Der zahnkranke Wladimir Kasakow hatte uns, bevor er auf den berühmten Stuhl mußte, miteinander lich arbeiten zu können. Und versucht sodann, durch produktiveres Arbeiten größeren Gewinn zu machen. Um die Kredite abzuarbeiten, mehr Prämien zahlen und Sozialleistungen erbringen zu können, wiederum neue Produktionsmittel anzuschaffen und jederzeit seinen fi-Qualifikation und Leistung.“ Sergej Sergejew ist Ingenieur für Erdölbohrungen, arbeitet als Technologe in der Brigade Kasakow. Ein selbstbewußter junger Mann. Nach seinen Zukunftsplänen befragt, antwortet er: „Vielleicht werde ich einmal Direktor. Da liegt



holt. Der Rest bleibt unten, wartet auf seine zweite Geburt. Man sucht nach neuen Technologien. Bislang benutzte man Wasser, um das Erdöl an die Oberfläche zu drücken. Jetzt versucht man es mit Gas. Es dringt besser in die feinen Kapillaren des Gesteins ein, in dem das Erdöl wohnt. Das letzte Wort ist technologisch noch längst nicht gesprochen.
Jedes Vorkommen, so groß es auch sei, ist einmal erschöpft. Man muß behutsam damit umgehen, sich der Verantwortung für die Zukunft bewußt sein. Lange Zeit wurde Samotlor kritisiert, weil man großzügigerweise jährlich über 20 Milliarden Kubikmeter Sondengas einfach abgefackelt hatte. Tag und Nacht loderten die Flammen, belasteten die Umwelt. Wertvoller Rohstoff. Aus dem Kautschuk gewonnen werden kann, Plaste und andere chemische Produkte. Einfach in die Luft geblasen! Das Problem ist noch nicht ganz aus der Welt. Aber immerhin: Heute wird ein großer Teil durch die Pipeline nach Tobolsk, ins dortige petrolchemibekannt gemacht. Am Abend nun treffen wir die Familie Sergejew, führen Gespräche am Ufer des Ob. Sergej Sergejew ist 28 Jahre alt, seine Frau Ljudmila 26 und Söhnchen Mischa vier. Ein aufgewecktes Kerlchen, eine typische sibirische Familie, der Wind, der aus allen Richtungen weht, hat sie zusammengeführt. Aus dem Kuban, aus Tjumen, nun wohner sie in Nishnewartowsk.
Die Stadt wurde vor fünfzehn Jahren gegründet. Ist eine Tochter des Erdöls, ein Kind des „Toten Sees“, 219 000 Menschen leben hier. 170 000 von ihnen arbeiten auf die eine oder andere Weise in der Industrievereinigung „Nishnewartowsker Erdöl und Erdgas“. Ein Wirtschaftsgigant, ein sibirischer Recke, sein Organismus wird zur Zeit umgestellt auf höhere Effektivität, auf wirtschaftliche Rechnungsführung. Neu ist: Die Industrievereinigung nimmt Kredite auf beim Staat, kauft dafür Gerätschaften, Pipelines, Autos, Bohrtürme, Förderanlagen, all die technischen Dinge, die man braucht, um ordentnanziellen Pflichten gegenüber dem Staat nachkommen zu können. Der Preis, den der Staat pro Tonne Erdöl, pro Kubikmeter Erdgas zahlt, ist festgelegt. Daran läßt sich nicht rütteln. Wie aber erzielt man höheren Gewinn, wenn der Preis nicht erhöht werden kann?
„Ja“, sagt Sergej Sergejew, „das ist das große Problem. Als diese neue Form des Wirtschaftens eingeführt wurde, gab es viele Versammlungen bei uns, heiße Diskussionen. Heute ist allen klar: Wir müssen die Selbstkosten pro Tonne senken, effektiver arbeiten, die Wissenschaft muß unser großer Verbündeter sein. Früher hatten wir eine große Fluktuation, haben um Arbeitskräfte gebettelt, um die Löcher zu stopfen. Seit September vorigen Jahres stellen wir keine Leute mehr ein. Und es geht. Weniger schaffen mehr. Das Ergebnis dieses neuen Arbeitens haben wir sofort in der Lohntüte gemerkt. Bei gleichbleibendem Lohnfonds stiegen die Gehälter um 14 Prozent. Ausschlaggebend für die Bezahlung sind heute nur zwei Dinge: zwar noch ein weiter Weg vor mir, aber in Sibirien ist alles möglich.“
Seine Frau Ljudmila ist Geologin, sie arbeitet im Labor, kontrolliert die chemische Zusammensetzung des Öls. Beide verdienen zusammen im Monat durchschnittlich 700 Rubel. 13,80 Rubel kostet ihre Zweizimmer-Wohnung, 20 Rubel der Kindergartenplatz, 15 Rubel geben sie für Kultur aus und 25 monatlich für Bücher. 250 Rubel, soviel rechnen sie für Essen und Trinken. „Aber jetzt ist es mehr,“ sagt Ljudmila, „denn wir kaufen im Sommer Gemüse und Fleisch nur auf dem Markt. Da ist es teurer, aber besser.“
Dreitausend Rubel haben sie im vergangenen Jahr gespart. Ljudmila möchte moderne Möbel kaufen, aber Sergej, der ist wild auf ein Auto. Die beiden haben ein zweites Kind geplant, sie wird dann für einige Zeit nicht arbeiten, das geht ins Geld, aber Wirtschaften, das haben sie gelernt. Sie sind zielstrebig, voller Energie. Nach der Heirat vor fünf Jahren, beide waren noch im Studium, ging Sergej regelmäßig

Und der Teufel schuf Samotlor ...

abends bei der Feuerwehr jobben, um Geld zu verdienen für eine eigene Wohnung. Nur in einem Fall hat Sergej nicht genügend Konsequenz gezeigt. Man hat ihm eine Aspirantur vorgeschlagen. Außerplanmäßig, neben der Arbeitszeit. Warum hat er nicht zugegriffen? „Man muß wählen", sagt der 28jährige weise, „Wissenschaft oder Familie. Die Wissenschaft war eigentlich mein Traum. Aber das Leben hat anders entschieden."

Ob da das letzte Wort schon gesprochen ist? Sibirien ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Selbst ein „Toter See" bringt dort reiches Leben hervor.

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung durch TASS.

Nishnewartowsk ist in nur fünfzehn Jahren eine moderne Großstadt geworden. Patenschaft hat Moskau. So ist es nicht verwunderlich, daß das Gesicht der Erdöl-Hochburg aus Hochhäusern besteht. Eines aber wird Nishnewartowsk nie bekommen, selbst, wenn die Einwohnerzahl die Millionengrenze erreichen sollte: eine Metro. Da haben die westsibirischen Sümpfe doch einiges dagegen.

● Wörtlich

Was Herr Gorbatschow anregt, finde ich fabelhaft, und ich bin der Meinung, man sollte darauf eingehen. Es ist soviel militärischer Mist aufgebaut worden, daß man sowieso nicht so leicht davon runterkommt.

Inge Meysel, BRD, Schauspielerin

● Zitiert

Mit 264 Milliarden Dollar stehen die Vereinigten Staaten im Ausland tiefer in der Kreide als etwa die „Schuldnerländer" Brasilien und Mexiko zusammen. Wer ständig über seine Verhältnisse aufrüstet und konsumiert, muß zwangsläufig fremdes Kapital und fremde Produkte ins Land locken, um den eigenen Luxus befriedigen zu können.

„Frankfurter Rundschau", BRD

● Kurz berichtet

Das bisher größte astronomische Teleskop der VR China ist im Observatorium Shanghai in Betrieb genommen worden. Der Durchmesser der Hauptlinse beträgt 1,56 Meter.

Nach zweijährigen Restaurierungsarbeiten erklingen nun wieder alle 15 Glocken des berühmten Glockenturmes der altrussischen Stadt Rostow 200 Kilometer nördlich von Moskau. Die Schmuckstücke, von denen die größte 32 Tonnen wiegt, stammen zumeist aus dem 17. Jahrhundert.

Ein neues Gebäude für das Testen von Aufzügen entsteht in Bukarest. In sechs Schächten sollen Fahrstühle für die im Land gebauten Wohnhochhäuser bei normaler Geschwindigkeit überprüft werden.

Ein neues alkoholfreies Getränk – „Džusela" – wird im Betrieb Fruta Mochov in der ČSSR produziert. Da es nur Obstsaft und leichtverdaulichen Zucker enthält, also frei von Farb- und Geschmacksstoffen ist, können damit selbst die Kleinsten ihren Durst stillen. Ein weiterer Vorteil ist die lange Haltbarkeitsdauer des neuen Getränks – mindestens 18 Monate.

Das fünfmillionste Herrenoberhemd für den Export in die DDR ist in der Textilfabrik „Thang Long" in Hanoi gefertigt worden. Im hauptstädtischen Konfektionsbetrieb werden jährlich – größtenteils auf „Textima"-Nähmaschinen – bis zu 100 Modelle sportlicher Freizeithemden für die DDR produziert.

Treff von Nachbarn

Im Geiste der traditionellen Freundschaft – so verlief das Treffen zwischen Erich Honecker und Wojciech Jaruzelski am Werbellinsee. Die Partei- und Staatsführer verständigten sich – wie es seit langem Brauch ist – über die weitere Zusammenarbeit und erörterten internationale Fragen. Dem Beobachter bot sich in der äußeren Ruhe des Jagdschlosses Hubertusstock – Ort vieler wichtiger Gespräche – eine arbeitsintensive Atmosphäre, in der Politiker und Experten den ersten Repräsentanten unserer beiden Staaten sachdienlich zur Hand gingen. Die Ergebnisse: Nach dem vorangegangenen Treffen im Dezember 1985 in Warschau haben sich auf der Grundlage des vertrauensvollen, guten Zusammenwirkens von SED und PVAP „die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden sozialistischen Nachbarstaaten bedeutend weiterentwickelt", stellt das Kommuniqué heraus. Erich Honecker und Wojciech Jaruzelski orientierten darauf, die vielgestaltigen Arbeitskontakte auf zentraler wie örtlicher Ebene, die Direktbeziehungen zwischen den Parteiorganisationen der Betriebe zu erweitern und ihren Nutzeffekt zu erhöhen. Die Zusammenarbeit zwischen Volksvertretungen, befreundeten Parteien, gesellschaftlichen Organisationen und Staatsorganen gelte es weiter auszugestalten, insbesondere in den Bezirken und Wojewodschaften entlang der Oder-Neiße-Friedensgrenze. Wenngleich auf der Grundlage vertraglicher Vereinbarungen in Wissenschaft, Technik und Produktion – die bis in das Jahr 2000 reichen – in der Zusammenarbeit von Kombinaten, Produktionsvereinigungen und Betrieben viel in Gang gekommen ist, sei das Zusammenwirken in Forschung und Produktion umfassend auszubauen. Wertvolle Impulse gab dieses Treffen für den in seiner Art einmaligen Kinder- und Jugendaustausch, für mehr gewerkschaftliche Urlaubsplätze im Freundesland, für die schrittweise Erweiterung des Tourismus. Von nachdrücklichem Interesse für beide Völker ist die Verständigung ihrer ersten Repräsentanten über Frieden und Sicherheit. Beide sind sich in der Bewertung der Lage in Europa und in der Welt einig und stellten fest, daß sie noch immer kompliziert und gefährlich ist. Jedoch habe die aktive Friedenspolitik der UdSSR und aller Staaten der sozialistischen Gemeinschaft und darüber hinaus aller Kräfte der Vernunft und des Realismus die Chance für einen Durchbruch auf dem Gebiet der nuklearen Abrüstung geschaffen. Beide Staatsoberhäupter unterstrichen die Tragweite und Bedeutung des Besuchs Erich Honeckers in der BRD für die Festigung der Sicherheit und des Friedens in Europa. Erich Honecker nahm eine Einladung in die VR Polen mit Dank an. Bis dahin ist wiederum viel zu tun, denn Freundschaft heißt mit- und füreinander aktiv sein.

K. Taubert (Text)
R. Mittelstädt/ZB (Fotos)

Durchschaubare Kunst

Auskünfte für FREIE WELT gab Ulrich Matthes, Generaldirektor des VEB Kombinat Lausitzer Glas Weißwasser.

Die „Bärenhütte" im Stammbetrieb Ihres Kombinates ist am 10. Oktober erneut Treffpunkt für Fachleute und Hunderte Schaulustige. Warum?

Zum fünften Male startet hier in Weißwasser der internationale Leistungsvergleich der Glasmacher. Dazu begrüßen wir wieder Kollegen aus Nový Bor und Ledničke Rovne in der ČSSR, aus den polnischen Glasbetrieben Krosno und Inowrocław sowie dem Kunstglaswerk Leningrad. Erstmals dabei sind Vertreter des größten Bleikristallbetriebes der ČSSR – Poděbrady – und aus Ajka und Salgótorján in Ungarn. Die Lausitzer Gastgeber mußten sich durch gute Leistungen in den betrieblichen Vergleichen qualifizieren. Vor den gestrengen Augen der Jury präsentieren nun insgesamt rund 200 Teilnehmer in Schauvorführungen ihr Können bei der Glasformung und -veredlung.

In welchen Sparten geht es um Siegeslorbeeren?

Zur Auswahl stehen alle glastypischen Berufsgruppen: Mundglasmacher, Glasschleifer, -maler und -graveure. Mit handwerklicher Meisterschaft entstehen an den Werkstellen kunstvoll geblasenes Wirtschaftsglas und Erzeugnisse aus Bleikristall, werden mit viel Fingerspitzengefühl und langjähriger Erfahrung attraktive Dekors – geschliffen oder gemalt – auf die Oberfläche des spröden Werkstoffs Glas gezaubert.

Ist diese vor allem kraft- und zeitaufwendige Handarbeit in der Ära der modernen Technik überhaupt noch gefragt?

Ein klares Ja. Zwar hielten in den letzten Jahren in unserem Kombinat moderne Verfahren Einzug, wie die automatische Aufblastechnologie, entstehen Stielgläser auf leistungsfähigen Linien, fertigen Schleifautomaten anspruchsvolle Dekors, auch nutzen wir den Laserstrahl für die Gravur. Viele unserer Kunden in mehr als 30 Ländern wünschen jedoch ebenso Mundgeblasenes und Handgeschliffenes. Unter dem Motto „Meisterschaft aus Tradition" haben sich die Erzeugnisse aus der Lausitz weltweit einen geachteten Ruf erworben. Ihn zu verteidigen, erfordert zum Beispiel auch den sicheren Umgang mit der bereits vor 2000 Jahren bei den Phöniziern bekannten Glasmacherpfeife.

Stichwort Tradition: Auf die kann ja auch der Austragungsort des Leistungsvergleichs verweisen...

Die „Bärenhütte" wird in diesem Jahr 90! Nach wechselvoller Geschichte spezialisierte sie sich inzwischen auf Bleikristall und maschinelles Stielglas.

Was springt bei diesem Wettstreit für die Arbeit der Glasmacher heraus?

Der Leistungsvergleich gibt die Möglichkeit zu zeigen, was jeder kann und wie Gutes noch besser zu machen ist. Praktisch wird hier bewiesen: Erfahrungsaustausch ist die billigste und effektivste Investition zum Vorteil aller. Denn so mancher vom Berufskollegen abgeschaute Glasmachertrick oder Federstrich fließt in den Arbeitsprozeß ein. Hier hat jeder Gelegenheit, von Freunden zu lernen, neues Wissen und viele Anregungen mitzunehmen. Letztlich wird sich das in einem breiten Angebot attraktiver Glaserzeugnisse widerspiegeln.

Erschöpfen sich die Kontakte zu den Kollegen der Glaszunft in den befreundeten Ländern damit?

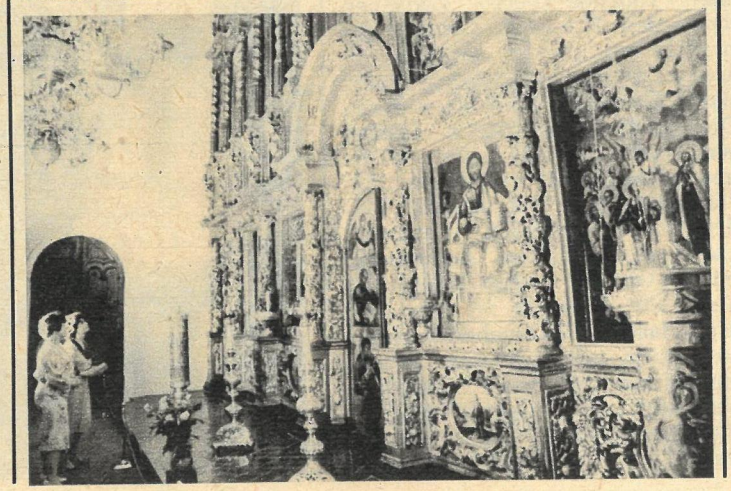
Nein, da sind die gegenseitigen Besuche von Spezialistengruppen, der Austausch von Lehrlingen oder die gemeinsame Lösung von Intensivierungsvorhaben. Das beste Beispiel dafür: Die erste vollelektrische Schmelzwanne für Bleikristall, die seit 1984 erfolgreich im Stammbetrieb läuft, ist ein Ergebnis gemeinsamer Forschung mit Partnern in der UdSSR. Als es darum ging, bei uns die Aufblastechnologie einzuführen, machten sich Werktätige aus Weißwasser an den Anlagen in Nový Bor damit vertraut, während Technologen und Meister des tschechischen Glaszentrums bei uns Verfahren der maschinellen Veredlung studierten.

Interview: Jörg Wehrmann

„Goldenes" Mittelalter

Auf dem Moskauer Kreml-Gelände zeichnet sich ein Bau von jeher durch ungewöhnliche Größe, eigenartige Architektur und prunkvolle Ausschmückung aus: das 1656 fertiggestellte Patriarchen-Palais an der Nordseite des Kathedralenplatzes (Foto oben). Früherer Wohnsitz des Moskauer Kirchenoberhauptes, beherbergt es heute nationale Volkskunstschätze vergangener Zeiten. Frisch restauriert, detailgetreu wiederhergestellt und mit neuer Beleuchtung der Exponate versehen, präsentieren die Räume des Museums für Kunstgewerbe und Lebensweise des 17. Jahrhunderts über 700 Schaustücke, die zum großen Teil aus der Rüstkammer des Kreml stammen. Die Sammlung enthält persönliche Gegenstände der russischen Patriarchen (Foto rechts: ein silberner Wasserkrug zum Händewaschen); Wohn- und Arbeitsräume sind wieder in ihrer ursprünglichen Form zu besichtigen. Originelle Gebrauchsgegenstände aus Gold und Silber, Geschirr, Möbel, Schmuck, vermitteln eine Vorstellung von der Juwelier- und Goldschmiedekunst des russischen Mittelalters. Besondere Beachtung verdient auch eine kleine Sammlung westeuropäischer Uhren und handgeschriebener Bücher. Ebenso staunenswert das riesige Kreuzgemach, ein Fest- und Empfangssaal von 280 Quadratmetern. Erstmals in der russischen Baugeschichte wurde hier eine große Fläche ohne zentralen Stützpfeiler von einem geschlossenen Gewölbe überdeckt. Von den fünf zum Palais gehörenden Hauskirchen ist nur die Kirche „Zu den Zwölf Aposteln" erhalten geblieben. Hier ist ein besonders wertvolles Glanzstück des Museums aufbewahrt: eine Ikonenwand aus vergoldetem Schnitzwerk (ganz unten) im Stil des Moskauer Barocks am Ende des 17. Jahrhunderts.

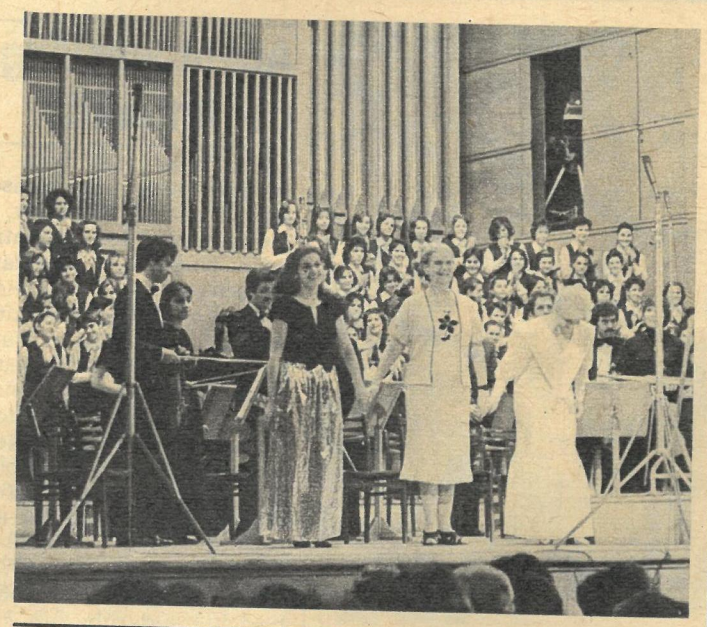
Anne Berg



Abenteuer längs der Antarktis

Die „Tivija", das Boot des bulgarischen Weltumseglers Dontscho Papasow, ist gegenwärtig ins argentinische Comodoro Rivadavia unterwegs. Zahlreiche Freunde, Wissenschaftler und Sportler hatten Papasow und seinen Begleiter, den Alpinisten und Mount-Everest-Bezwinger Metodij Sawow, im Schwarzmeerhafen Sosopol verabschiedet. Zurückbleiben mußten diesmal Ehefrau Julia und Tochter Jana, die 1979–81 an Papasows erster Weltumsegelung (FREIE WELT berichtete darüber in Heft 24–26/81) teilgenommen hatten. Bei Jana steht jetzt das Studieren überm Probieren... Nach 9000 Seemeilen durch Mittelmeer und Atlantik wird Dontscho Papasow in Comodoro Rivadavia seinen Freund Metodij zum Flughafen bringen und seine zweite Weltumseglung starten. Sechs Jahre arbeitete er theoretisch an seinem Kurs, der ihn über 18 000 Seemeilen zwischen dem stürmischen 40. und 50. Breitengrad durch den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean, südlich des Kaps der Guten Hoffnung und von Kap Horn wieder zum Ausgangspunkt der Reise führen soll. „Der gefährlichste Teil der Reise wird in der Antarktis liegen, wo mich Eisberge, Polarnacht und starke Winde erwarten", erklärte Papasow auf einer Pressekonferenz vor der Abreise. „Doch ich baue auf meine Erfahrung und natürlich auf meine Jacht." Diese Jacht, „Tivija", ein Modell der „Conrad-45"-Serie und 1978 in Gdańsk gebaut, ist nach der ersten Weltumseglung gründlich überholt und neu ausgestattet, mit neuer Schiffsschraube, Elektro-Anlage, Reservemast sowie mit Radar versehen worden. Papasow hat 1700 Konservenbüchsen sowie Nudeln, Reis, Kaffee und rund 400 Liter Trinkwasser an Bord. Vitamintabletten – eigens vom bulgarischen Wissenschaftler Kulaksesow dafür entwickelt – sollen helfen, fehlendes Obst und Gemüse zu ersetzen. Insofern ist diese zweite Weltumseglung überhaupt nicht mit seiner ersten zu vergleichen, als sich die Papasows ausschließlich von Meeresprodukten ernährten. Übrigens hat Papasow seinem Freund Metodij versprochen, nach Abschluß der Seereise mit ihm die Berge zu erstürmen. „Es muß ja nicht gleich der Mount Everest sein..."

Adi Kodym



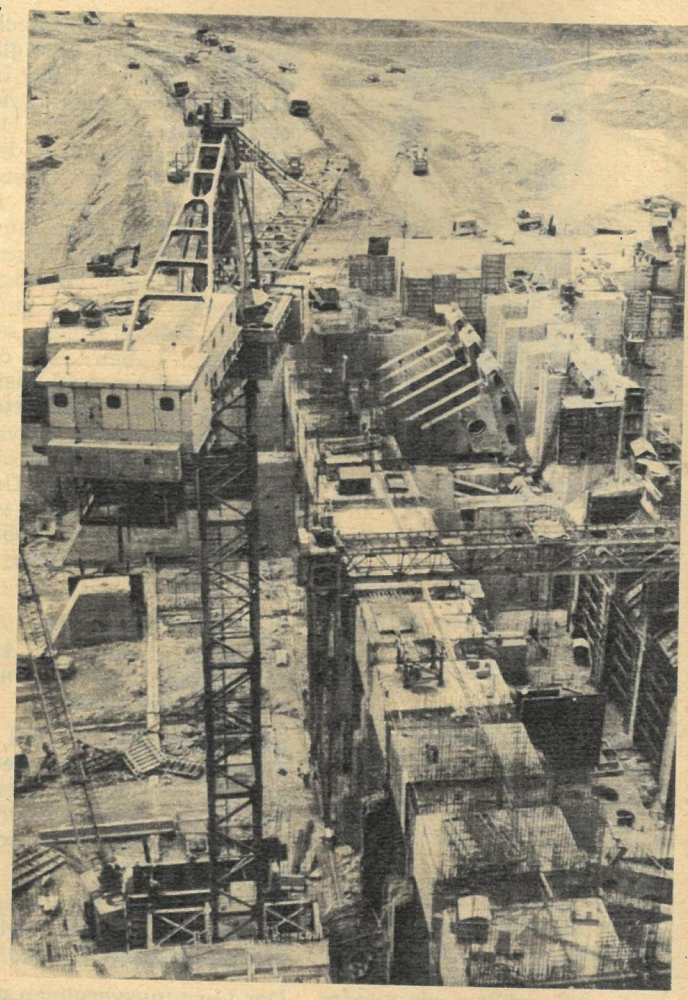
Mit Liedern um die Welt

Der Name der munteren Schar, des Kinder- und Jugendchores „Bodra smjana", ist eigentlich schwer zu übersetzen. Man könnte meinen, daß die Ablösung (smjana), die da kommt, frisch (bodra) zu Werke gehen wird. Es war im Herbst 1946, als der Musiklehrer Bontscho Botschew im von Bomben zerstörten Sofia eine Gruppe von Kindern mit schönen Stimmen vereinte, um die Traditionen seines einstigen Schülerchores „Sofioter Nachtigallen" fortzusetzen. Das Essen war knapp, die Kleidung zerschlissen. Aber die Augen der kleinen Chorsänger strahlten vor Begeisterung. Zu Neujahr '47, nur wenige Wochen nach der ersten Probe, gratulierten die Kinder Georgi Dimitroff. Dieser gab ihnen die Worte mit auf den Weg: „Euer Chor muß beharrlich arbeiten und ein erstklassiges Kinder-Nationalensemble werden, das die ‚Septemwrjitsche' (die bulgarische Pionierorganisation – d. Red.) und alle bulgarischen Kinder im In- und Ausland vertritt... Die Volksmacht wird euch jede Unterstützung geben. Von Herzen wünsche ich euch Erfolg!" – So wurde der Pionier-, Kinder- und Jugendchor „Bodra smjana" geboren. Heute, vierzig Jahre später, ist er den Freunden der Chormusik und Musikkennern ein Begriff. Die kleinen Sänger beherrschen ein breites und vielseitiges Repertoire – mehr als 750 Werke, beginnend bei der Vorklassik und Frührenaissance bis zu Liedern zeitgenössischer bulgarischer Komponisten, wovon viele eigens für „Bodra smjana" geschrieben werden. Das erfolgreiche Wirken des Chorgründers Bontscho Botschew setzt dessen Tochter, Liljana Botschewa (auf unserem Foto in der Mitte), als heutige Leiterin und Dirigentin fort. Mehr als 3800 Mädchen und Jungen sind es, die bisher – in der Regel acht Jahre lang – im Chor gesungen haben. Für eine große Anzahl von ihnen wurde das Hobby Musik zum Beruf. Auch in der DDR wirken gegenwärtig zwei von ihnen als Solisten: Borjana Mateewa an der Deutschen Staatsoper Berlin (links auf dem Foto oben) und Neli Ailakowa in Dresden. Über 1700 Konzerte führten die jungen Künstler durch viele Städte und Konzertsäle Europas, Asiens und Afrikas; 37 Langspielplatten wurden weltweit mit ihrem Gesang produziert. Elf internationale und nationale Preise, Hunderte begeisterte Rezensionen von Musikwisschenschaftlern, Kritikern und Dirigenten zählen zur „Lorbeer-Ernte" des Chores... Die Koffer der kleinen Chorsänger sind mit Aufklebern in vielen Sprachen vollgeklebt. Während die Kinder noch vom jüngsten – dem 38. – Auslandsgastspiel sprechen (einen Monat lang in 20 Städten Japans), hat das neue Schuljahr begonnen. Und so, wie sie die neuen Schulbücher interessiert betrachten, schauen sie sich auch die DDR-Karte an, verfolgen auf ihr die nächste Tournee-Route: Zwischen dem 2. und 11. Oktober gastiert „Bodra smjana" in Leipzig, Magdeburg, Halle, Dresden, Karl-Marx-Stadt, Erfurt und Berlin. „Dabei werden wir die DDR-Hauptstadt zu ihrem 750. Jubiläum mit unseren Liedern herzlich grüßen", sagte Liljana Botschewa. „Und in Berlin sehen wir alte Freunde wieder. Seit fast drei Jahrzehnten schon sind wir mit dem Rundfunk-Kinderchor befreundet und in unseren Herzen verbunden..."

Minka Zlatewa

Wasser-Wall

Über 80 Meter in die Höhe geschossen ist bereits der Hauptdamm des neuen Wasserkraftwerkes Hoa Binh, das am Fluß Da südwestlich von Vietnams Hauptstadt Hanoi mit Hilfe sowjetischer Spezialisten entsteht und eine geplante Leistung von 1,9 Millionen Kilowatt haben wird. Durch höchsten Einsatz aller Bauleute war es gelungen, vor Beginn des Hochwassers die Arbeiten an den Sicherungsanlagen abzuschließen und das Projekt gegen die anschwellenden Wassermassen zu schützen.



Zucht-Zeit

Das Heim dieser blökenden Vierbeiner steht im nordbulgarischen Dorf Sennik unweit Gabrowo – eine der modernsten Schafzuchtfarmen des Landes. Nach neuesten Zuchtmethoden fürsorglich betreut, sollen die Zöglinge mehr Wolle liefern und die Produktion ihres berühmten Käses steigern helfen.

Skulptur-Show

„Der Bittende" nannte der Ungar Rudolf Berczeller sein Kunstwerk, das er auf der 7. Internationalen Klein-Skulpturen-Ausstellung in Budapest der Öffentlichkeit vorstellt. Gezeigt werden daneben Skulpturen aus 39 Ländern von fünf Kontinenten.

Mini-Musiker

Mit drei Jahren war Madis Alumjaä jüngster Mitwirkender eines Folklore-Festivals im estnischen Nationalpark Lachemaa. Volkskunstfeste haben in Estland tiefverwurzelte Traditionen – so findet zum Beispiel alle fünf Jahre in Tallinn ein großes Chorsängerfest statt, das stets über 30 000 Teilnehmer zählt.

Regierung ohne Volk

Mitte September ist ersichtlich: Die Zerrüttung Rußlands ist unaufhaltsam, die Wirtschaft des Landes verfällt vollends und die natürlichen ökonomischen Bindungen zwischen Stadt und Land sind abgerissen. In der Massenarbeitslosigkeit und dem Hunger sowie dem Unvermögen der Kerenski-Regierung, dem Verfallsprozeß an der Front und im Land beizukommen, versinken die letzten Reste der Regierungsautorität... Die Baltische Flotte versagt den Gehorsam und übernimmt gegen die Befehle Kerenskis die Verteidigung Petrograds gegen deutsche Flottenverbände. „Der Augenblick ist gekommen, in dem die Baltische Flotte ihre Verbrechen und ihren Verrat mit Blut zu sühnen hat", telegrafiert Kerenski frohlockend. Endlich schaffen ihm die Deutschen einen Gegner vom Hals! Mit vielfacher Überlegenheit greifen sie an. Die erste Verteidigungslinie wird durchbrochen, doch die zweite hält stand. Petrograd ist gerettet und Kerenski ernüchtert... Die Bauern haben es satt, den leeren Versprechungen über Grund und Boden weiterhin zu vertrauen. Der amerikanische Journalist Albert R. Williams wird Augenzeuge der bäuerlichen Wut, als er auf dem Gut des Barons Nolde weilt. „Auf dem Lande dringen die Bauern in die Güter ein. ‚Was wollen die Bauern auf Ihrem Gut?' frage ich Baron Nolde. ‚Mein Gut.' ‚Wie wollen sie es sich denn aneignen?' ‚Sie haben es schon.'" Not, Hunger und der völlige Ruin der Wirtschaft setzen die Zeichen auf Sturm... Im Aufsatz „Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll" weist Lenin nach: Jede Maßnahme zur wirksamen Kontrolle und Regulierung der Produktion setzt die Nationalisierung der Banken und Syndikate voraus. Damit wird ein staatsmonopolistischer Kapitalismus geschaffen, der jedoch unter den Bedingungen eines revolutionär-demokratischen Staates zum Sozialismus führt. „Der Sozialismus ist nichts anderes als staatskapitalistisches Monopol, das zum Nutzen des ganzen Volkes angewandt wird und dadurch aufgehört hat, kapitalistisches Monopol zu sein." Theoretisch und praktisch bereiten sich die Bolschewiki auf die baldige Erhebung und die Machtübernahme vor.

Hans Bergmann

Oase in Eis und Schnee

Am „Ende der Welt", wo der Lenastrom seine ungeheuren Wasser durch ein vielfach verzweigtes Delta in den Arktischen Ozean ergießt, wurde nach langjährigen Forschungen jetzt ein weiteres Naturschutzgebiet der Sowjetunion eingerichtet. Wissenschaftler des Jakutsker Instituts für Biologie zogen die Grenzen der Schutzzone nicht nur um die 2800 Quadratkilometer des Deltas, sie fügten auch angrenzende Küsten sowie eisfreie Bereiche der vorgelagerten Laptewsee hinzu. Auf insgesamt 14 330 Quadratkilometern ist ein Lebensraum erfaßt, der mit Pflanzen und Tieren fast das gesamte biologische Spektrum Sibiriens, arktischer und subarktischer Regionen, verkörpert... Aus dem Polarmeer ziehen Walroß (oben), Weißwal, Narwal und Ringelrobbe weit die Flußarme hinauf. Am Ufer weidet der Elch, über die Hügel der Tundra wandert das Wilde Ren in großen Trupps. Zobel, Luchs und Eisbär tun sich gütlich am Überfluß der Fleischbeute, die der arktische Sommer zu Wasser und zu Lande beschert. Nur tierischen Räubern, nicht aber dem Menschen ist es gestattet, sich von dem Reichtum an Edelfischen, von Lachs und Nelma, Maräne, Huchen und Omul nach eigenem Bedürfnis zu bedienen. Enten und Gänse bevölkern stille Buchten, unter dem hohen Himmel erschallt der Schrei der Kraniche (unten); Mönchskraniche gehören zu den ganz seltenen Gästen. In tiefster Einsamkeit horstet der grauweiße Gerfalk (Mitte), der als Beizvogel einst allein den Herrschern vorbehalten war... Trotz rauhen Klimas – die Jahrestemperaturen schwanken zwischen vierzig Grad Frost und höchstens acht Grad Wärme – behauptet sich eine artenreiche Pflanzenwelt, vom botanisch kostbaren Erbsenstrauch bis zur Ginsengwurzel. Auf Inseln im Delta gedeiht der nördlichste Lärchenwald der Erde. – Wozu Naturschutz in den menschenleeren Weiten des Nordens? Es handelt sich um eine langfristig vorausschauende Maßnahme, um die künftige Einwirkung des Menschen auf die höchstempfindliche arktische Natur in engen Grenzen zu halten. Verkehrswege, Siedlungen, Industriebetriebe entstehen, der Bergbau und die Förderung von Erdöl drängen nordwärts. Deshalb entwickelt man ein ganzes System von Schutzgebieten, Wildreservaten und Schongewässern. Es existieren bereits Naturschutzgebiete auf der Halbinsel Taimyr (13 000 km²), bei Magadan (8000 km²) und in Mittelsibirien (9000 km²), hinzu kommt im äußersten Nordosten die Wrangelinsel, das „Entbindungsheim" der Eisbären. Praktische Erfahrungen mit der Obhut von Tier- und Pflanzengemeinschaften sowie neue Grundlagenforschungen werden dazu beitragen, daß der Naturschutz auch in jenen entlegenen Regionen immer mehr an Effektivität gewinnt.

Ljudmila Maximowa/APN

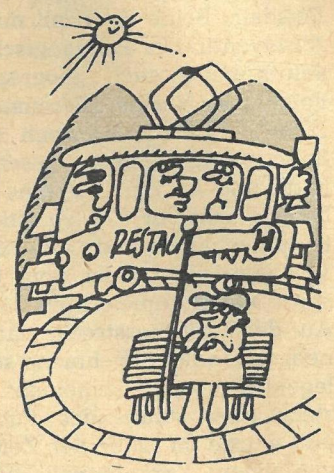
● Gut gesagt

Die menschliche Stimme ist das herrlichste Instrument, das weder angeschafft noch erlernt werden kann, aber immer griffbereit ist. Sie gibt auch die Stimmung wie kein anderes Musikinstrument wieder.

Valeri Gawrilin, UdSSR Komponist

● Am Rande

Für Fahrgäste ohne besondere Eile ist ein umgerüsteter Straßenbahnwagen bestimmt, der als „Restaurant auf Rädern" seine Fahrten durch die armenische Hauptstadt Jerewan aufgenommen hat. Neben Getränken und Imbiß bietet er seinen Gästen Ausblick auf das herrliche Panorama der Stadt. – Trinkt, oh Augen...



● Persönliches

Der Oberassistent Wladimir Beschkow vom Institut für Zoologie der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften ist nachweislich schon viermal von Giftschlangen gebissen worden, ohne sich danach mit Serum behandeln lassen zu müssen.

Der Hirt des Staatsgutes „Uralski", Utan Schmatow, verfolgte zu Pferde einen räuberischen Wolf, holte ihn ein, sprang ihm auf den Rücken und beendete – nicht zum ersten Male – diesen Zweikampf als Sieger.

Als Sekretär des Städtischen Radioklubs von Eger in Nordungarn ist Bernát Krinszki begeisterter Sammler alter Rundfunkgeräte, deren Zahl sich nunmehr auf 80 der sonderbarsten Apparate beläuft.

Mit einem Duett stellen sich Roman Faerman aus Kalinin und sein Freund Grischka – eine weiße Krähe – ihrem Publikum vor. Der seltene Vogel trat mit seinem Herrchen schon in mehreren Filmen auf.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: H. Schulze, TASS/Sosinow (3), Zlatewa (privat), ZB/VNA/Minh Loc, ZB/BTA, ZB/MTI/Cser, TASS/Michelson, H. Schröder, W. Fischer, Archiv; Vignette: D. Schüler.

Das Siebte Weltwunder

Während der Schulzeit versuchte er sich fast fünf Jahre lang als Skilangläufer: „Im übertragenen Sinne 2. Kreisklasse, und das ist noch zuviel gesagt." Da auch Ilmenau – „... dort ist der Himmel blau" – im Sommer keinen Schnee hat, wollte er in der warmen Jahreszeit nicht mit Händchen in den Schoß auf den Winter warten: „Und obwohl ich gar nicht wußte, um was es sich dabei drehte, unterlag ich den Überredungskünsten des späteren Diskuswerfers Hilmar Hoßfeld und ließ mich von ihm zu einem Herrn Horst Stäps mitnehmen, der früher mal ein sehr guter Geher gewesen sein soll – zu Zeiten Frenkels, Reimanns und Sperlings. Was er mir dann erklärte, das Gehen und seine Technik, waren für mich böhmische Dörfer."

Also erst einmal Stäps, ehemals Potsdam. Seine Hochzeit mit einer Absolventin des Pädagogischen Instituts hatte auch geographische Folgen: Er wurde „Ilmenauer aus Liebe". Und da er auch seinem Sport ewige Treue geschworen hatte und an ihm wie eine Klette hing, machte er sich zu einem Alleinunterhalter und zum Siebten Weltwunder in einer vom Gehersport völlig unbeleckten Gegend. Auf der Trainingsstrecke nach Manebach fand er zunehmend sein gelegentlich zwar lächelndes, meistens aber staunendes Publikum und wurde im Laufe der Zeit auch von einem Verkehrspolizisten geduldet und sogar freundschaftlich gegrüßt, nachdem ihn dieser zu Anfang „wegen verkehrswidrigen schnellen Gehens auf der Fahrbahn" einmal aus dem Rennen genommen hatte. „Wie ein Exote herumzulaufen, war mir auf Dauer nicht angenehm. Ich suchte mir Wegbegleiter."

Einen solchen fand er in Hartwig Gauder. „Ich sagte dem jungen Burschen nicht nur guten Tag, sondern unterzog ihn sofort einem Test und stellte dabei fest, daß er allerhand Talent besaß. Und da er ziemlich groß war, Beine mit Gehereignung hatte, viel Interesse zeigte und – worauf ich achtete – in der 7. Klasse der Karl-Zink-Oberschule mit einem Durchschnitt von 1,3 zu den besten Schülern gehörte, bestellte ich ihn gleich zum nächsten Training. Bereits nach zwei Wochen hatte ich den Eindruck, er sei schon viel länger mit der Geherei beschäftigt. Irgendwie muß ihm die komplizierte Technik dieser Disziplin im Blut gelegen haben. Ausdauer hatte er außerdem. Schon am Jahresende war Hartwig Gauder in der Lage, in passablem Stil zwölf Kilometer zu gehen."

Das Fersengeld

Wennschon, dennschon, sagte Horst Stäps und nahm seinen sportlichen „Kindergarten" tüchtig in die Mangel. Halbe Sachen wurden nicht geduldet, schon gar keine

Hartwig Gauder. 50-km-Geher. Einer unserer Weltmeister von Rom. Vorher schon Olympiasieger, Weltcupgewinner, Europameister. Was will er noch mehr? „Ein guter Architekt werden!“ In den aufgeheizten Straßen der Ewigen Stadt hat er wieder einmal ein Meisterstück abgeliefert, ist Bestzeit gegangen, hat Titelverteidiger Ronald Weigel geschlagen und ihn am Ziel ebenso in die Arme geschlossen wie den Drittplazierten Wjatscheslaw Iwanenko, der mit seinen beiden treuen Weggefährten eine Ehrenrunde drehte und ihnen am Abend Geschenke brachte: „Mit denen kannst du unterwegs alle Mühen und im Ziel alle Freude teilen.“

Ein Steher als Geher

Trödelei. Auch nicht, wenn die Burschen einmal ohne ihren Übungsleiter auskommen mußten. „Sie hätten sich das auch gar nicht getraut, denn sie waren in Ilmenau und Umgebung schon so gut bekannt, daß mir Lkw-Fahrer, die ihnen unterwegs begegnet waren, später oft erzählten, w i e die Buben trainiert hatten. Meistens meldeten sie mir: Ordentliches Training, alles klar!“

Horst Stäps hielt mit seinen Grundsätzen nie hinterm Berg. „Ich habe bei meinen Schützlingen immer versucht, ihnen hohe Zielstellungen zu vermitteln, und ich sagte ihnen, sie sollten stets davon ausgehen, daß sie nicht meinetwegen trainieren: I h r wollt was werden, also müßt ihr selbst etwas dafür tun!“ Stand ein scharfer 15-km-Marsch auf dem Trainingsprogramm, ging Stäps auf dem Hinweg hinter seinen Schülern her, schaute sich jeden an, gab Hinweise und kontrollierte die Technik. „Aber heimwärts gab ich ihnen Fersengeld und hatte dabei Mühe, Gauder abzuschütteln, der vor Ehrgeiz brannte und mit Macht versuchte, mich nicht davonziehen zu lassen.“

So kam Mitte der siebziger Jahre zwangsläufig auch der Tag, da Hartwig Gauder auf der klassischen 20-km-Strecke zum ersten Mal schneller war als sein mit allen Geherwassern gewaschener Entdecker. „Dann hat er, als er schon in Erfurt unter den Fittichen Siegfried Herrmanns trainierte, in Ilmenau versucht, mich auch im direkten Vergleich zu schlagen“, erinnert sich Horst Stäps. „Auf der ersten Streckenhälfte gingen wir zusammen. Zwei Kilometer weiter merkte ich, daß Hartwig eine Flaute hatte und von meiner Seite wich. Kurz vorm Ziel erhielt ich eine Verwarnung, mußte das Tempo drosseln und sah, daß Hartwig wieder näherkam. Ich hab's dann mit Müh' und Not doch noch geschafft.“

Wie stark Horst Stäps' nie versiegende Leidenschaft abfärbte, erwies sich auch an seiner Tochter: Sie wurde Geherin. In Erfurt sieht sie Hartwig Gauder fast jeden Tag.

Das Sektfrühstück

Nachdem er als Europarekordler seinen 20-km-Auftritt bei der Europameisterschaft von Prag '78 – „durch selbstverschuldete elementare Fehler“ – tüchtig vermasselt hatte, stieg der grünschnäblige 50-km-Umsteiger Gauder zum Olympiasieger von Moskau auf. Seinen Triumph auskostend und zu nachtschlafender Zeit machte er alles, was mit Ruhe nach dem Sturm nichts zu tun hatte. Ewig lange guckte er aus dem Fenster, dort gab's aber gar nichts zu sehen. Er nahm ein Bad – mit „seinem“ Allheilmittel für geschundene Füße, Pykaryl. Er klingelte per Telefon in Erfurt seine Frau aus dem Bett und holte sich ihre Glückwünsche ab. Gleiches tat er mit seinem in Moskau kilometerweit weg kampierenden Trainer Siegfried Herrmann, der sich's trotz stolzgeschwellter Brust nicht verkneifen konnte, seinem gekrönten Schützling die Ohren langzuziehen: „Daß du gleich am Anfang vorn an der Spitze alles mitgemacht hast, war aber nicht geplant.“

Um ihm einmal ein richtiges Dankeschön zu sagen, wünschte sich Gauder von seinem Trainer, ihn sobald wie möglich irgendwo in Moskau zu treffen. „Er schlug den Roten Platz vor, worauf ich ihn fragte: Wissen Sie, wie groß der ist? So einigten wir uns auf das Bolschoi-Theater, fuhren von dort mit Taxi zu einer Anlegestelle der Moskwa und ließen, bei hellerlichtem Tag und unheimlicher Hitze, eine Sektflasche knallen, die mir unsere Mannschaftsleitung nach meinem Sieg geschenkt hatte. In der Hitze dasitzend und Champagner trinkend, merkte ich erstmals so richtig, wie knülle ich war. Ich hatte ja nach meinem Sieg vor lauter Aufregung weder ein Auge zugemacht noch etwas gegessen.“

Für ein Stündchen allein mit Siegfried Herrmann, wurde ihm einmal mehr bewußt, was dieser Mann ihm bedeutet: „Ohne Pathos – er ist ein Stück von mir. Es ist immer wieder wie ein erstmaliges Erlebnis für mich, wenn er selbst angesichts des schönsten Erfolges den kritischen Blick nicht verliert und etwas darstellt, was ich nicht widerlegen kann. Oder wenn er während des Trainings neben mir her rennt und dabei sagt, was zu machen ist. Wenn er mit entwaffnender Genauigkeit von mir fordert: So, jetzt gehst du einen Kilometer in 4:30,9! Dabei ertappe ich mich zuweilen bei dem Gedanken: 4:30 zu sagen, würde doch auch genügen! Als in Moskau der Spanier Llopart seinen Rückstand zu mir von 2:05 auf anderthalb Minuten verringerte, rief Siegfried Herrmann nicht etwa: Nur noch 1:30. Nein, bei ihm waren es 1:33... Mit dieser Akkuratesse hat der ehemalige Weltklasseläufer aus dem Thüringer Wald einen ‚goldigen' Geher aus mir gemacht.“

Hartwig Gauder hatte außer Siegfried Herrmann noch andere Vorbilder in seinem Leben. „Es kamen immer neue hinzu, je mehr Bücher ich las. Auch im Buch findest du deine Vorbilder oder deine Helden.“ Er hielt sich an die perfekte Gehtechnik des Mexikaners Gonzalez. Er bewunderte Waldemar Cierpinski, weil dieser zweimal auf die Minute topfit war und zweimal hintereinander Marathon-Olympiasieger wurde – wie einst der Barfußläufer Bikila Abebe. „Als Cierpinski in Moskau lief, ‚verwaltete' ich mit Werner Heyer eine Verpflegungsstelle. Werner machte den Kellner, ich sammelte die weggeworfenen Trinkflaschen wieder auf. Ich war außer Rand und Band, als Waldi, beim Kilometer 40 weit in Führung liegend, an uns vorbeikam. Das war ein Gefühl wie bei einem eigenen Sieg.“

Er suchte auch die Freundschaft des nie verzagenden, immer uneigennützigen und kunstinteressierten Peter Frenkel. Der 20-km-Olympiasieger von 1972 war auch Bürge, als sich Gauder entschloß, in die Reihen der SED einzutreten. „Peter bescheinigte mir die Fähigkeit, mich in etwas hineinzuknien, Energien aufzubieten und an das, was ich mir vornahm, auch zu glauben. Andererseits gab er mir den guten Rat, immer, auch wenn der Himmel voller Geigen hängt, mit beiden Beinen auf dem Teppich zu bleiben. Das wurde für mich Herzenssache.“

Das vierfache Gold

Der (noch) 32jährige Hartwig Gauder, der einmal Schauspieler werden wollte, dann aber Architektur zu studieren begann, weil ihm das seinen künstlerischen und gestalterischen Interessen am nächsten kam, hat nun alles, was das Herz begehrt. 1985 wurde er Weltcupsieger, voriges Jahr Europameister, jetzt in Rom auch Weltmeister. Zwischen jenem Olympiasieg von 1980 und diesen drei Erfolgen mußte er eine große Chance sausen lassen: Kurz vorm Abflug zur Weltmeisterschaft 1983 in Helsinki biß ihn ein tollwütiger Hund. „Aber der Sieg Ronald Weigels hat allen Schmerz gelindert.“

Daß er nie aufgab, stattdessen immer härter und stets in dem Bewußtsein trainierte, daß das Lernen kein Ende nimmt, ist ein Gaudersches Markenzeichen. „Mit der Entwicklung seiner Persönlichkeit ging auch seine Befähigung einher, jeden begangenen Fehler nur einmal zu machen“, sagt Siegfried Herrmann. Die großen Siege jenseits der dreißig wären nur halbherzig bewundert, würde nicht dazugesagt, daß Gauder von Mal zu Mal schneller wurde. Den 3:40:55 Stunden in der EM-Stadt Stuttgart folgte, der mörderisch feuchten Hitze in den Straßen von Rom zum Trotz, eine um zwei Sekunden noch bessere Zeit – die bisher beste seiner Laufbahn. Und diese Laufbahn währt schon lange: Vor 14 Jahren war er Europameister der Junioren. Jetzt will Gauder auch noch sein Glück bei Olympia '88 versuchen. Er wird's einem alten Freund nicht übelnehmen: Je oller, je doller.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ADN/Zentralbild

Isotope für den Umweltschutz

Nun weiß sicher nicht jeder Leser, was radioaktive Isotope sind. Können Sie zunächst mit wenigen Worten deren Eigenschaften erklären?

Isotope sind Atomkerne mit gleicher Ordnungszahl, aber unterschiedlicher Massenzahl. Ein Kern heißt radioaktiv, wenn er sich unter Aussenden von Strahlung umwandelt. Alle Isotope eines Elementes verhalten sich chemisch nahezu identisch. Die radioaktiven Isotope lassen sich aber durch ihre Strahlung gut verfolgen. Diese Eigenschaft wird auch in der Nuklearmedizin zur Diagnose von Erkrankungen genutzt. Im Leipziger Institut für Isotopen- und Strahlenforschung (ZFI) werden unter anderem markierte Substanzen für die medizinische Diagnostik und Strahlenquellen für die Strahlentherapie hergestellt.

Dieses Institut hat in den vergangenen Jahren zahlreiche Verfahren für den Einsatz in der Volkswirtschaft entwickelt. Würden Sie uns an einigen Beispielen die Problemlösungen erläutern?

Kerntechnische Sensoren werden zur Überwachung und Steuerung von Industrieanlagen genutzt. Dazu hat das ZFI sowohl durch Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen als auch durch Geräteentwicklungen beigetragen. Beispielsweise können wir heute den Verschleiß in Rohrleitungen von Wärmetauschern bestimmen, die Qualität fossiler Brennstoffe am Förderband messen, Spurengehalte von Metallen im Wasser ermitteln. Weit verbreitet ist auch der Einsatz von Radiotracern in Industrie, Medizin, Umweltschutz und Wasserwirtschaft. Dabei fügt man den Stoffströmen radioaktive Isotope hinzu. Durch Messung der Radioaktivität kann man deren Transport in beliebigen Medien genau verfolgen. Meine Kollegen markierten zum Beispiel das Abwasser in der Kläranlage Berlin-Münchehofe und fanden dabei heraus, daß die Mixer nicht effektiv positioniert waren. Bei verringertem Energiebedarf arbeitet die Anlage heute effektiver. Im Gaskombinat Schwarze Pumpe konnten durch Markierungsexperimente die Verweilzeiten von Gasen in den Leitungen, von Briketts in Kokern ermittelt werden. Solche Ergebnisse ermöglichen die Optimierung von Anlagen und Technologien. Der ökonomische Effekt war oft beträchtlich. Im Durchschnitt erbringt eine für die Forschung investierte Mark einen Effekt von zehn Mark. Unsere Arbeiten stimulieren auch Fortschritte in den Hochtechnologien. So begannen im ZFI schon frühzeitig Arbeiten mit radioaktiven Isotopen in der Halbleiterfertigung. Dabei gelang es, die ablaufenden komplizierten Prozesse genau zu verfolgen und Veränderungen für die Technologie vorzuschlagen, die hohe volkswirtschaftliche Effekte bewirken.

Insbesondere nach dem Unglück von Tschernobyl stellten westliche Medien die modernen Technologien als Geißeln für die Zukunft der Menschen dar. Wie sehen Sie dieses Problem?

Auch wir verfolgen solche Darstellungen. Nicht so sehr die hysterischen Sensationsberichte, sondern vorrangig die Fachzeitungen. Auch fällt auf, daß in den Massenmedien weniger die uns bekannten Fachkollegen zu Worte kommen, sondern Leute, die oftmals Sachkenntnis agieren und spekulieren. So wurde zum Beispiel kaum erwähnt, daß die Strahlenbelastung in der BRD und übrigens auch bei uns infolge der Tschernobylhavarie nur etwa ein Prozent der natürlichen ausmachte. Ich meine, Kernenergie ist eine wesentliche zukünftige Technologie zur Energiegewinnung. Entscheidend ist: Ob Kernenergie oder Anwendung radioaktiver Strahlung, diese Technologien müssen verantwortungsbewußt und im Einklang mit dem modernsten Wissensstand gehandhabt werden. Man muß in internationaler Kooperation vor allem die Verfahren der technischen Diagnostik weiterentwickeln und vervollkommnen. Was die Anwendung von Radioisotopen betrifft, so sind es geringe Mengen radioaktiven Materials, die wir sicher abschirmen und somit jeglichen Schaden für die menschliche Gesundheit ausschließen können. Natürlich ist jede Technik mit einem gewissen Risiko behaftet, ohne daß wir deshalb auf sie verzichten könnten. Wir forschen auch deshalb, damit die Risiken der Technik immer kleiner werden. Nach meiner Überzeugung ergibt sich die tatsächliche Bedrohung der Menschheit aus der Existenz von Kernwaffen. Wenn es gelingt – wie Michail Gorbatschow vorschlug –, eine atomwaffenfreie Welt bis zum Jahre 2000 zu verwirklichen, so wäre die Gefahr einer nuklearen Katastrophe gebannt. Dies muß immer an erster Stelle bedacht werden.

Internationale Anerkennung fand die in Ihrem Institut entwickelte fortlaufende Messung des Aschegehaltes von Kohle auf dem Förderband. Worum geht es dabei?

Schon in den 70er Jahren liefen in unserem Institut grundlegende Untersuchungen zur Bestimmung des Ascheanteils, das heißt der mineralischen Bestandteile der Kohle, durch Gammastrahlung. Es ist uns heute gelungen, an großen Förderbändern exakt und kontinuierlich den Aschegehalt zu bestimmen. Mit einer weichen Strahlenkomponente wird der Aschegehalt ermittelt, eine harte Komponente registriert die Schwankungen der Kohleschicht auf dem Band. Per Computer wird sofort die Kohlequalität bestimmt, und das Kraftwerk kann seine Fahrweise darauf einstellen. Gegenwärtig bemühen wir uns, auch den Elementgehalt, so zum Beispiel den des Schwefels, direkt zu messen. Wenn uns dies gelingt, wird es möglich sein, die Kohle je nach ihrer Qualität schon auf den Förderbändern dem künftigen Nutzer zuzuordnen. Und dies so, daß zum Beispiel ein Kraftwerk schwefelarme Brennstoffe erhält, um die Emission von Schadstoffen wie Schwefeldioxid zu verringern.
Fortschritte in diesen Arbeiten erhoffen wir uns auch durch die in diesem Jahr in unserem Institut in Betrieb zu nehmenden Beschleuniger, die wir mit Unterstützung sowjetischer Kollegen aus dem Vereinigten Institut für Kernforschung Dubna errichteten. Mit diesen ist es möglich, Elementgehalte in Festkörpern zerstörungsfrei auf neue Weise zu messen, aber auch Radionuklide für die Medizin herzustellen.

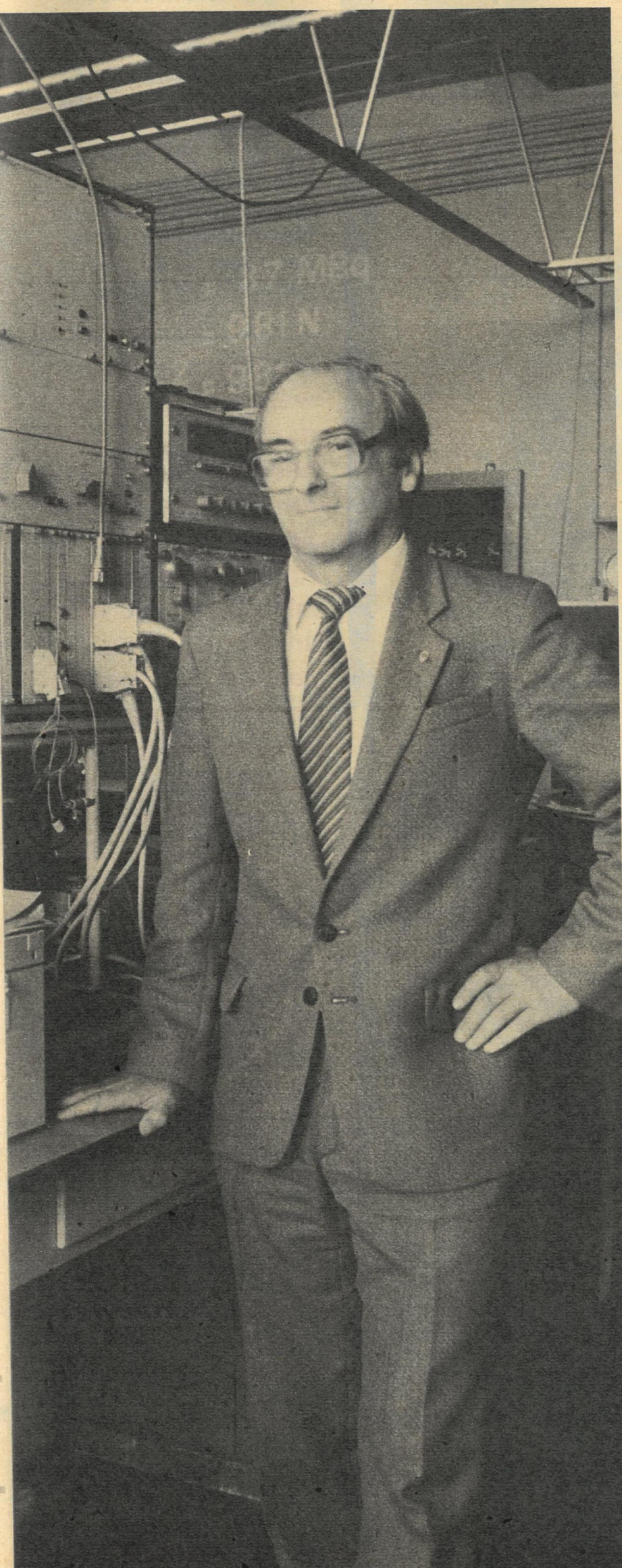
Lassen Sie uns beim Stichwort Medizin verweilen. Im Institut für Isotopen- und Strahlenforschung entstanden hochsensible Gasanalysatoren, mit denen es möglich ist, ein Molekül unter einer Milliarde anderer Moleküle zu erkennen. Sie werden doch wohl vorzugsweise eingesetzt, um Schadstoffe für die menschliche Gesundheit zu erkennen?

Ja, aber auch um störende Verunreinigungen in Produktionsanlagen der Mikroelektronik zu bestimmen. Diese Anwendung basiert wiederum auf Ergebnissen langjähriger Grundlagenforschung zur Wechselwirkung zwischen Gasen und ionisierender Strahlung.
Kollegen unseres Instituts bauten einen Aerosol-Gasanalysator, mit dem man etwa 50 Schadstoffe in kurzer Zeit mit höchster Empfindlichkeit bestimmen kann. Über 20 Patente sichern diese Entwicklung, die in unserem Gerätebau in Kleinserien gefertigt wurde. Die Meßfühler bewährten sich in dem Kombinat Mikroelektronik. Das Institut für Kraftwerke setzte den Analysator ein, um Rauchfahnen von Kraftwerksschornsteinen zu vermessen und Aussagen zur Ausbreitung von Schwefeldioxid in der Atmosphäre zu gewinnen. Einen anderen Nutzer fanden wir in der Berliner Charité. Hier benutzten

Professor Dr. sc. nat. Jürgen Leonhardt lieferte Beiträge zur Physik der Wechselwirkung ionisierender Strahlung in Gasen und zur Radionuklidtechnik. Seit 1972 war er stellvertretender Direktor des Leipziger Akademie-Zentralinstitutes für Isotopen- und Strahlenforschung. Er leitete dort zudem ab 1980 den Bereich Isotopenanwendung. Dieses Kollektiv legte viele Anwendungen radioaktiver Isotope für die Volkswirtschaft vor. Am 1. Juni 1987 wurde Professor Leonhardt zum Stellvertreter des Leiters des Forschungsbereiches Physik der Akademie der Wissenschaften der DDR nach Berlin berufen.

Auf ein Wort, Herr

Einen Zehner für eine investierte Mark



Ärzte das Gerät zur Aufzeichnung des Halotangehaltes der Luft in Operationssälen. Halotan, ein Anestetikum, entweicht bei verschiedenen Narkosesystemen und wird deshalb nicht nur vom Patienten eingeatmet. Eine Serienfertigung konnte bei uns nicht realisiert werden, so haben wir die Lizenz ans Ausland vergeben.

Die Überführung von wissenschaftlichen Geräten in die Produktion bereitet vielen Forschungsinstituten Schwierigkeiten. Sie haben den Weg eingeschlagen, Kleinserien zu bauen, um dadurch den Bedarf zu testen und die Kombinate zur Produktion anzuregen. Welchen Erfolg verzeichnen Sie dabei?

Partiellen. In der Tat bereitet die rasche, ökonomische Verwertung unserer Forschungsergebnisse Probleme. Es gibt derzeit noch Defizite im wissenschaftlichen Gerätebau. Es kann nicht effektiv sein, wenn sich jeder Betrieb ein oder zwei Geräte für den Eigenbedarf entwickelt und baut. Um die von uns entwikkelten Geräte, die einem hohen internationalen Stand entsprechen, rascher erproben und überleiten zu können, errichten wir zur Zeit mit den Hochschulen und der Industrie in Leipzig ein spezielles Vorhaben des wissenschaftlichen Gerätebaus für Kleinserienfertigung. Dort werden vor allem Spitzengeräte der chemischen Analytik, der Nuklearelektronik und andere entstehen.

Seit vielen Jahren verstehen Sie es, die Leitung eines großen Kollektivs erfolgreich mit eigener wissenschaftlicher Forschung zu verbinden. Bei unserem Besuch fiel uns Ihr kameradschaftlicher Umgang mit Ihren Mitarbeitern auf. Wie sieht Ihr Leitungskonzept aus?

Ich halte einen autoritären Leitungsstil in der Wissenschaft für unangebracht. Forschung funktioniert immer dort gut, wo die Wissenschaftler wie die Solisten eines Orchesters mit hoher Meisterschaft von *einem* Blatt spielen. Der Leiter hat also wie ein Dirigent die richtigen Noten, sprich die richtigen Ziele, auszuwählen, also solche, die international „im Kommen" sind und in absehbarer Zeit dem Lande Nutzen bringen. Oft gibt es zu viele interessante Probleme für die Forschung und Entwicklung. Deshalb müssen von Zeit zu Zeit einige „Triebe" gestutzt werden, damit ein vielversprechender Ast wachsen kann. Das geht natürlich nicht ohne Konflikte ab. Mindestens einmal im Jahr muß man sich sehr ehrlich darüber eine Meinung bilden, was das von uns Erreichte wirklich wert ist. Ansonsten wird auch der Leiter in der Wissenschaft durch unzählige Probleme bedrängt: Planung, Berichtswesen, wissenschaftliche Verteidigungen, Kaderentwicklung, Reparaturen... um nur einiges zu nennen. Die meiste Zeit aber benötigt man für die Beschaffung „defizitärer Materialien", da sich die Erfordernisse der Forschung oft nicht im Einklang mit den Bestellzeiten für Materialien und Geräten befinden und die oftmals mehrere Jahre betragen. Wenn ich Verantwortung für die Forschung über das ZFI hinaus trage, werde ich mich diesem Problem besonders widmen. Doch auch dann bleibe ich meinem Wissenschaftsgebiet treu. Ein Tag in der Woche ist dafür reserviert. Und das Wochenende natürlich.

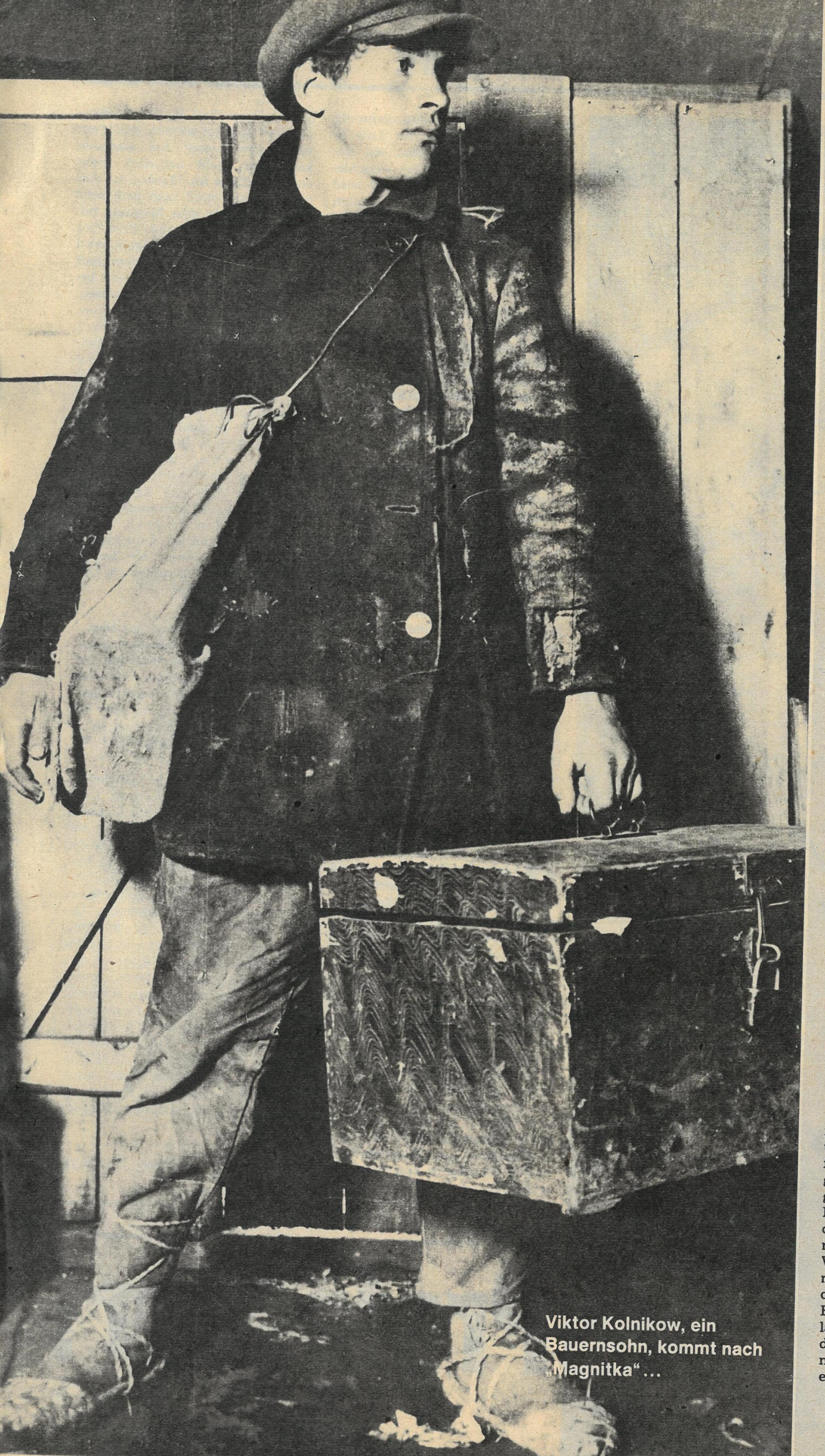
Seit vielen Jahren organisiert Ihr Institut Trainingskurse zur Anwendung von Isotopen. Sie werden überwiegend von Wissenschaftlern aus Entwicklungsländern besucht. Worauf beruht der Andrang zu diesen Veranstaltungen, und was vermitteln Sie den Teilnehmern?

Die Teilnehmer an den jährlichen Trainingskursen in Leipzig kommen aus 47 Ländern. Jetzt sind weitere Kurse zur Anwendung der Radiochemie, der nuklearen Analysenverfahren sowie der Strahlentechnik in Vorbereitung. Viele Entwicklungsländer errichten eigene Institute, um unter anderem Lebensmittel keimfrei zu machen, Bakterien im Trinkwasser abzutöten, kommunale Abwässer zu hygienisieren und anderes mehr. Auch auf diesen Gebieten verfügen wir über einen großen Erfahrungsschatz, den wir gern weitergeben. Sie sehen: Die Anwendung ionisierender Strahlung, die friedliche Nutzung des Atoms leistet auch wichtige Beiträge zur Ernährung des Menschen und seiner Gesunderhaltung.

Das Gespräch führte Utz Hoffmann

Foto: Volker Hohlfeld

Professor!



Viktor Kolnikow, ein Bauernsohn, kommt nach „Magnitka“ …

Viele Male fuhr F. C. Weißkopf (1900–1955), der in Prag geborene deutsche Schriftsteller, ins junge Sowjetland – mit offenen Augen sah er sich um, und mit leidenschaftlicher Parteinahme berichtete er von den Mühen des Aufbruchs. Resultat seiner ersten, großen Reise, von August bis Oktober 1926, wurde der Reisebericht „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“.

Der Rote Oktober wendete das Blatt der Geschichte. Eine neue Welt war geboren. Mit allen Schmerzen, allen Ängsten – aber auch mit allen Hoffnungen und Träumen. Auf einem Sechstel des Erdballs hatten Arbeiter und Bauern, geführt von Lenins Partei, die Macht errungen. Und hielten sie fest in ihren Händen, erwehrten sich der Feinde, besiegten Hunger und Elend, erbauten das Land. Der Funke hatte ein Feuer ent-

Gleich werden wir dort sein!“ sagt der amerikanische Ingenieur, der schon seit Moskau mit uns im gleichen Abteil reist und fast die ganze Fahrt über von Magnitogorsk erzählt hat, der neuen großen Hochofenstadt am Fuß der Magnetberge, mitten in der Steppe des südlichen Ural. Er steht jetzt neben uns am Korridorfenster des Waggons und starrt, wie wir, in den milchigen Morgennebel hinaus, der die Weite der braunen, welligen Ebene nur ahnen, nicht messen läßt. Der Zug fährt ganz langsam, die Strecke ist noch im Bau; links neben uns wird der Bahndamm erst aufgeschüttet; die Schwellen,

Eine zweite, längere Reise führte den damals 32jährigen, begleitet von seiner Kampf- und Lebensgefährtin Alex Wedding, zwischen April und September 1932 achtzehntausend Kilometer durch die Weiten der UdSSR. Dabei war Magnitogorsk, Großbauplatz der Industrialisierung, eine der Zwischenstationen. Auch dort erlebte er: „Zukunft im Rohbau", und er sah…

Ein anderes Klondike

Die klassische Reportage (1)

zündet — und wurde zum Fanal. Alle Welt blickte zum Sowjetland — die Unterdrückten voll Hoffnung, die Unterdrükker voll Haß. Die Feinde eiferten und geiferten: Vorurteil, Desinformation, Lüge und Verleumdung waren ihre Mittel. Doch es zogen auch Freunde aus, um die Wirklichkeit zu sehen, die Wahrheit zu sagen — unter ihnen Schriftsteller, Publizisten, Journalisten vieler Länder. Sie wurden Kronzeugen für das Neue…

über die wir fahren, liegen unmittelbar auf dem Steppenboden.

„Gleich sind wir dort? Schade nur, daß es so neblig ist. Und daß Sie mit dem Zug ankommen. Sie hätten eigentlich, wie man es noch vor drei Jahren mußte, weil die Bahn damals nicht weiter ging, von Troizk aus einen Wagen nehmen sollen. Den Karrenweg von dort nach den Magnetbergen vergißt man nicht! Er ist wie aus einer Geschichte von Jack London. Man kann auch in der Nacht von ihm nicht abirren, obwohl nur ein Bündel flacher Wagenspuren durch die baumlose, einförmige Steppe führt, – es liegen nämlich zu beiden Seiten Pferdeskelette, eines neben dem andern; buchstäblich eines neben dem andern, zwei Reihen weißer Gerippe von Troizk bis Magnitogorsk!… Ich glaube, es ist dieser Weg gewesen, der in mir, gleich bei meiner ersten Reise hierher, die Erinnerung an die Erzählungen meines Onkels wachgerufen hat, eines alten Goldsuchers, der die sagenhafte Entwicklung von Klondike miterlebt hatte… Ja, und seither muß ich jedesmal, wenn ich nach einer Dienstreise oder nach einem Urlaub hierher zurückkomme und sehe, um wie viel Magnitogorsk in der Zwischenzeit gewachsen ist, an die Goldsucherstadt in Kalifornien denken. Ein zweites Klondike! Das gleiche, rasend schnelle Wachstum; die gleiche fieberhafte Arbeit; das gleiche Gewirr von Sprachen, Rassen und Generationen! Nur daß es hier nicht um Gold geht…"

Die Lokomotive stößt einen langgezogenen, schrillen Pfiff aus und beginnt schneller zu fahren. Als habe er auf das Signal gewartet, springt der Wind auf und wirbelt den Nebel hoch. Vor uns liegen gelbe und braune Blockhäuser; graue Wellblechschuppen, davor lange Reihen roter Lastwaggons; drahtumzäunte Stapelplätze, mit wirren Haufen von Kisten, Ballen, Fässern und Säcken. Vor uns leuchten bunte Signallampen auf. Wimmelnde Menschen. Lokomotiven, Draisinen und Krane; vielfältiger Lärm. Der Zug hält.

„Magnitogorsk! Endstation! Alles aussteigen!"

Der Iswostschik vor dem Bahnhof verlangt für die Fahrt zur Bau- und Betriebsleitung fünfzehn Rubel.

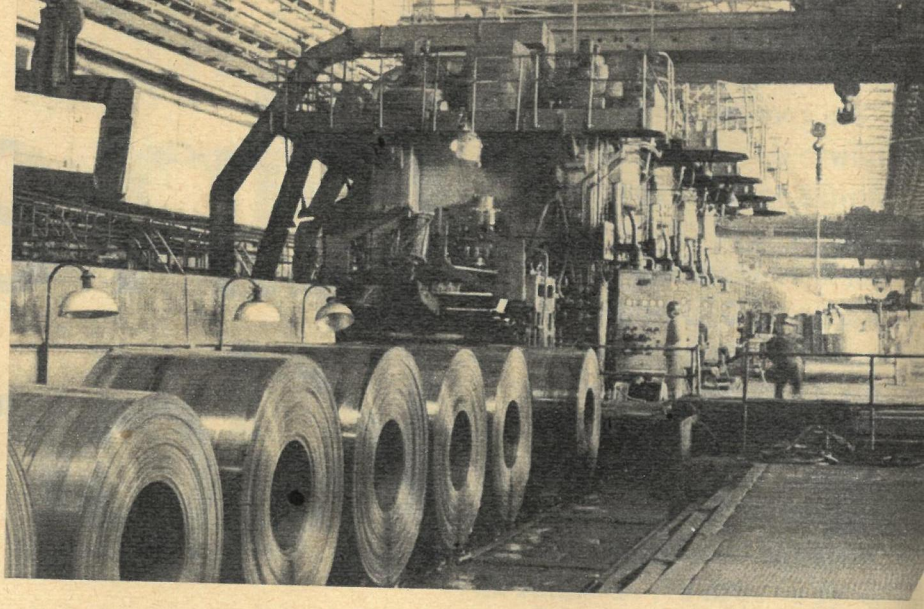
„Goldsucherpreise!" bemerkt Alex sachverständig… „Komm, wir fahren mit dem Autobus! Wenn wir uns gleich anstellen, kriegen wir vielleicht im dritten schon einen Platz!"

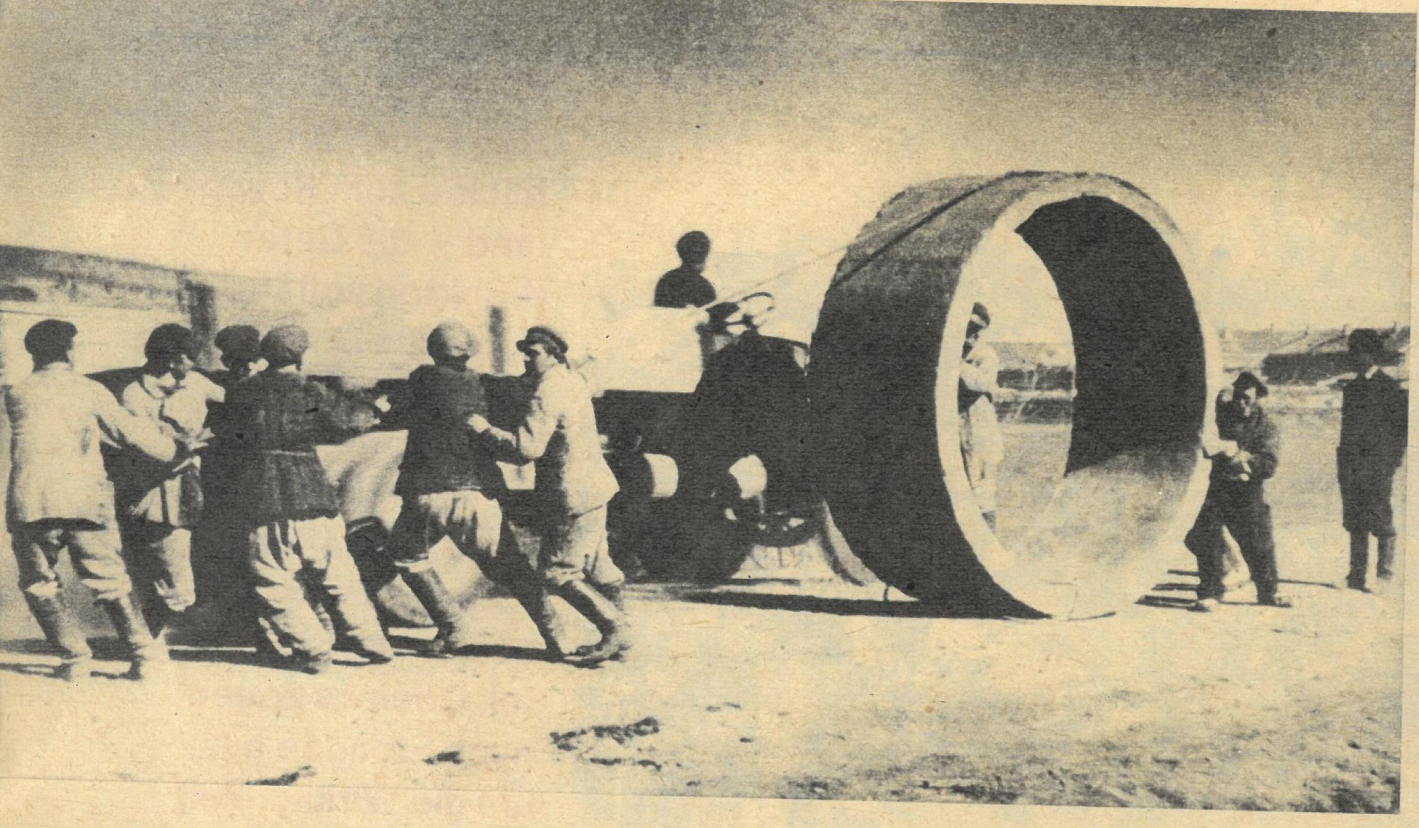
Aber ich möchte doch lieber mit dem Wagen fahren. Erstens, weil dann das Schlangestehen fortfällt,

„Magnitka“ in unseren Tagen

Touristen verirren sich selten in die Stadt, deren Silhouette von den Hochöfen und Schloten des Hüttenkombinats geprägt ist und über der die Wolken nicht allein nur von Petrus gemacht sind. Magnitogorsk ist eine Legende – doch längst ist hier der Alltag eingezogen. Der Eisenerzberg Magnitka, der einst die Erbauer des Stahlgiganten zu diesem Ort gezogen hatte, ist abgetragen. Nur in Museen kann man noch Klumpen jenes erzhaltigen, magnetischen Gesteins bestaunen, an dem Büroklammern und Stecknadeln wie von selbst festkleben. Nichtsdestotrotz läuft die Produktion im Lenin-Kombinat auf Hochtouren: jährlich zwölf Millionen Tonnen Gußeisen, fast 16 Millionen Tonnen Stahl (allein ein Zehntel der gesamten sowjetischen Stahlproduktion) und 12,5 Millionen Tonnen Walzgut. All das wird an 8000 Betriebe in der UdSSR geliefert und in 30 Länder exportiert.

Die Rohstoffe kommen inzwischen aller-





Zelte in der Steppe – Viktor richtet sich ein...

F. C. Weiskopf nach seiner ersten Sowjetunion-Reise im Jahre 1926

zweitens, weil wir eine ganze Menge Gepäck haben, und schließlich – aber das sage ich Alex nicht – weil ich eine sentimentale Schwäche für diese immer seltener werdende Sorte von Iswostschiks habe, deren Schläue ebenso gewaltig ist wie ihre Körperkraft, die sich bissig und harmlos, philosophisch überlegen und kindlich heiter geben können, und deren blumige Sermone nicht weniger lang und verschlungen sind als ihre Patriarchenbärte.

Nach einigem Feilschen habe ich ihn denn auch so weit, daß er uns für sieben Rubel fährt. Dafür müssen wir ihm unterwegs Antwort auf hundert Fragen geben: warum Mister Ford nur noch an vier Tagen in der Woche Autos fabriziert und wieviel ein Pud Heu in Deutschland kostet; ob wir nicht bald Revolution machen und was ein Iswostschik bei uns am Tag verdient.

Dann erzählt er von seiner Frau und seinen vier Söhnen und den Frauen und Kindern seiner Söhne, und davon, was sein Vater immer gesagt hat, wenn ein Pferd neu beschlagen werden mußte, und was seine Mutter immer getan hat, wenn eines ihrer Kinder krank wurde... und ganz zum Schluß, wie schon der rote Steinwürfel des Verwaltungsgebäudes und der ockerfarbene des „Zentralhotels“ vor uns auftauchen, beginnt er schnell noch davon zu erzählen, wie es vor dreißig Jahren um die Magnetberge herum aussah. Er war damals schon hier und hat jeden Winter Erz nach Bjelorezk gefahren.

„Achtzig Kopeken zahlten die Eisenhütten in Bjelorezk für das Pud. Ja. Du brauchtest das Erz gar nicht zu graben oder loszuhacken, es lag oben auf dem Atatschberg frei zutage. Du mußtest nur das kleine Geröll in den Schlitten schaufeln, und fertig. Noch siebzehn haben wir es so gemacht. Wir waren unser ein ganzes Hundert, alles Bauern aus Magnitnaja; aber man fuhr nur im Winter; und auch da nur vier oder fünf Wochen lang. Ja. Das ganze übrige Jahr kümmerte sich niemand um den Atatsch, der lag da wie die Wildnis, ganz einsam und verlassen. Ein paar Kirgisen hatten im Sommer hier ihre Jurten. Noch vor vier Jahren waren wir kaum fünfhundert Menschen. Und heute sagen sie, es sind schon dreihunderttausend. Und in einem Jahr werden es vielleicht doppelt soviel sein. Es geht zu, sagen sie, wie drüben in Amerika!“...

Das Werk der sieben Berge

Sieben Bergkuppen umgrenzen in weitem Halbkreis die Steppe; eine davon, Ai-Darly, besteht aus taubem Stein, auf ihr stehen die Erzaufbereitungswerke: Erzmühle, Erzwäscherei, Agglomerationsfabrik und zwei Werkstätten für nasse und trockene magnetische Aufbereitung. Die sechs anderen Berge haben eiserne Sohlen oder sind, wie der höchste, der Atatsch, Erzberge in des Wortes wahrster Bedeutung. Dreihundert Millionen Tonnen Erz ruhen hier in zwei riesigen Flözen – die „Skarny“, die

Ein anderes Klondike

dings von weit her: von der Kola-Halbinsel am Nordmeer, aus dem Kursker Gebiet, aus Kasachstan. Dennoch, so erklärte man mir, werde der Stahl in der „Magnitka“ auch heute noch so rentabel wie ansonsten nirgends in der Sowjetunion erzeugt. Einer der Gründe dafür ist sicher in der Tatsache zu suchen, daß in den grauen Gemäuern des Riesenbetriebes seit 1975 rekonstruiert wird. An Hochöfen, Koksbatterien und Walzstraßen hat modernste Technik Einzug gehalten. Elektronik erledigt vielerorts, was lange Zeit harte Knochenarbeit gewesen war. Die Krönung dieser Vorhaben wird das neue Sauerstoffkonverterstahlwerk sein, dessen Hallen ein paar hundert Meter neben dem alten Kombinat in die Höhe wachsen. Kombiniert mit einer 2000er Walzstraße soll es nach seiner Fertigstellung eine Steigerung der Produktion ermöglichen, die mit den guten alten Siemens-Martin-Öfen nicht zu erreichen wäre. Die „Veteranen“ der Technik legt man dann Schritt für Schritt still, was auch den Himmel über Magnitogorsk „erhellen“ wird.

Ende 1989 (das 60jährige Bestehen der Stadt liefert den würdigen Anlaß) soll die erste Baustufe des Konverterstahlwerks übergeben werden und dann fünf Millionen Tonnen Stahl im Jahr liefern. Das ist bereits ein Drittel von dem, was heute alle 35 „Stahlkocher“ im Kombinat erschmelzen. Der Bau allerdings ist eine komplizierte Sache: Das neue Werk entsteht auf den Schlackehalden des alten, weil ebendort der günstigste Standort ist, vor allem wegen der kurzen Transportwege des Roheisens. Man spart auf diese Weise das „Aufwärmen“ des Metalls. Im Moment heißt das allerdings, daß allein für die Fundamente der Hauptobjekte über 12 000 Pfähle von je zehn Meter Länge eingerammt werden müssen. Weitere 614 Pfeiler von einem Meter Durchmesser reichen sogar bis zu 40 Meter hinunter auf den felsigen Untergrund. Der Bau, der nicht nur im Kombinat Thema Nummer eins ist, wurde, wie das in Magnitogorsk seit jeher Tradition gewesen ist, zum Jugendobjekt erklärt. Denn alles, was in „Magnitka“ geschah, war stets mit dem Komsomol verbunden. Für den Bau des Hochofens Nr. 6 brauchten die Komsomolzen nur noch ein Drittel der Zeit wie für den ersten. Während des Krieges floß aus Magnitogorsk der Stahl für jeden zweiten sowjetischen Panzer, für jede dritte Granate. Tausende von 16-, 17jährigen, von denen manche eine Kiste unter den Füßen brauchten, um die Maschine bedienen zu können, sicherten die Produktion. Heute nun sind über 1000 Komsomolzen aus der gesamten Union beim Bau des neuen Werkes beteiligt. Gewiß unter besseren

Bedingungen als die Pioniere der 30er Jahre, doch mit nicht weniger Hingabe und Elan.

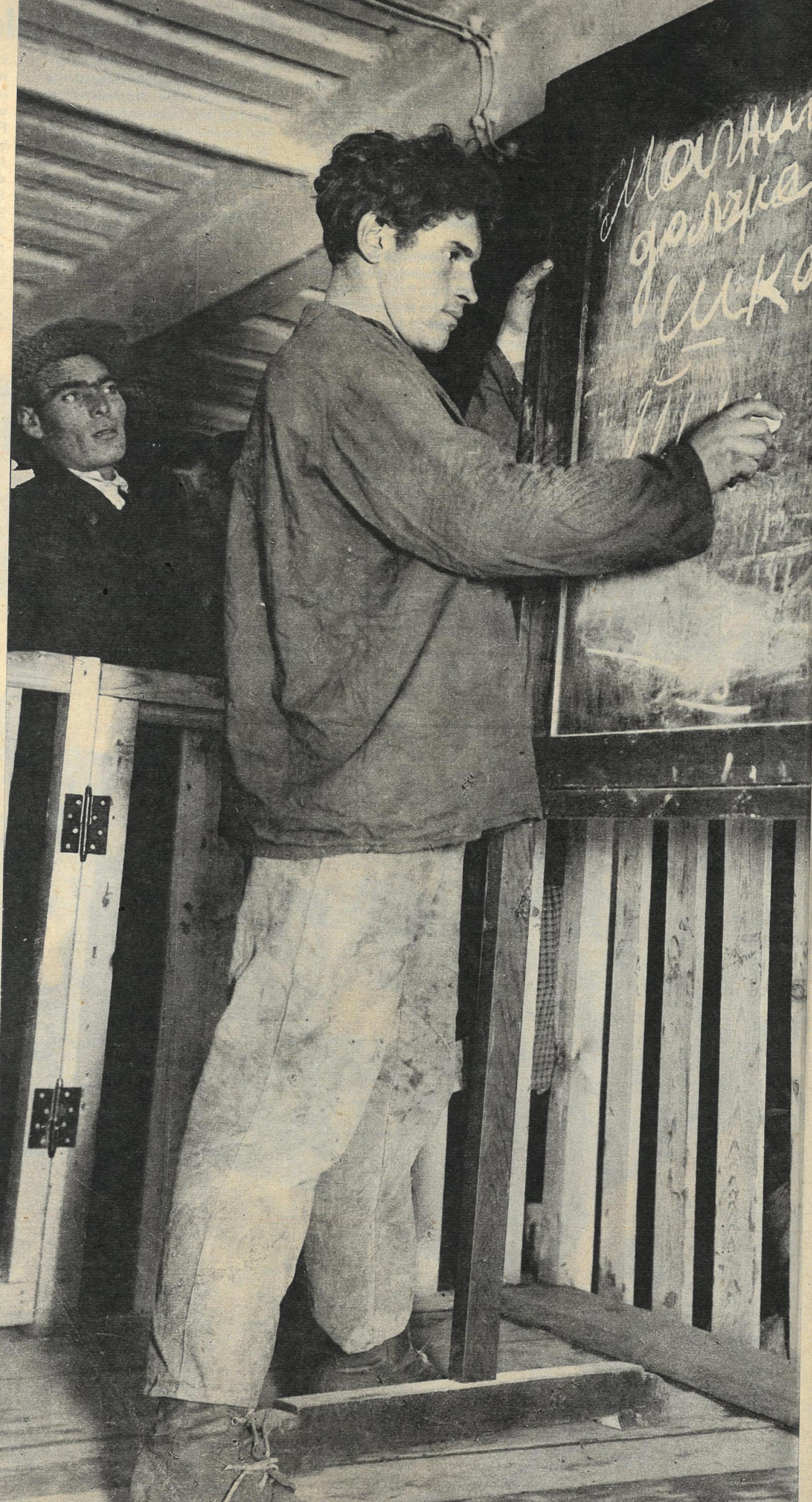
Parallel zum Bau des Konverterstahlwerks läuft die Rekonstruktion des gesamten „Zubehörs" – vom Steinbruch über die Reparaturwerkstätten bis zum Plattenwerk. Vor allem aber werden Wohnungen gebaut. Viele der jungen Leute bleiben später in der Stadt, und die Wartelisten für ein modernes Zuhause sind auch für die Eingesessenen noch lang. Obwohl riesige Neubaugebiete entstanden sind, leisten Provisorien der Gründerzeit ebenfalls noch Dienste. In den kommenden fünf Jahren, ver-

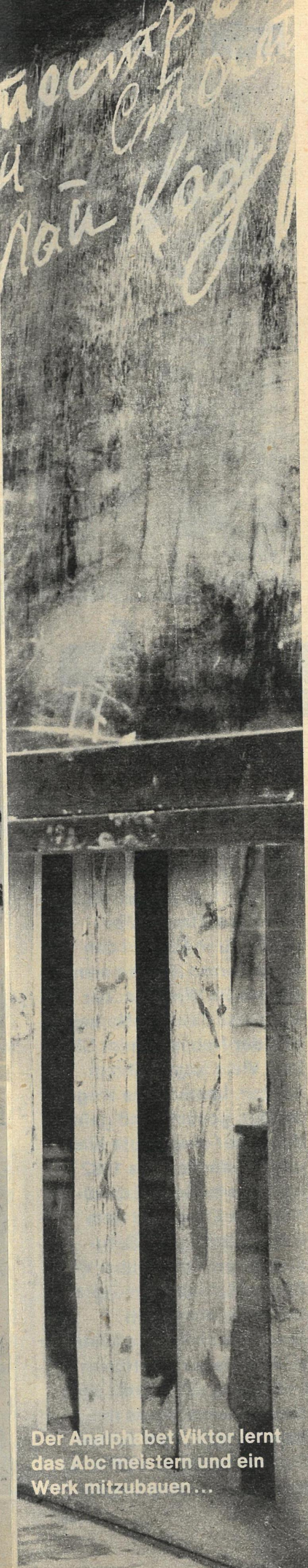
Gesteine mit nur zwanzig, dreißig und vierzig Prozent Eisengehalt, gar nicht mitgerechnet.

Am 15. Mai 1931 hat sich der Atatsch in die „Kabakow-Erzgrube" verwandelt.

„Sie wundern sich wohl, daß unsere Erzgrube so gar nicht dem Bild entspricht, das man sich gemeinhin von einem Erzbergwerk macht?" fragt uns der Grubendirektor, ein früherer Bergmann, den seine Kameraden zuerst auf die Steigerschule und dann auf die Bergakademie geschickt haben. Er wartet jedoch unsere Antwort gar nicht erst ab, sondern fährt gleich fort: „Ja, es sieht bei uns anders aus als in den alten Erzgruben. Wir arbeiten eben unter ganz besonders günstigen Bedingungen. Wir müssen das Erz nicht erst aus der Tiefe holen, wir tragen einfach, Schicht um Schicht, den Berg ab; er besteht fast nur aus erzhaltigem Stein und Lehm. Aber Tagebau allein bedeutet noch nicht Veränderung des Produktionscharakters und Erleichterung für den Arbeiter. Wenn wir den Atatsch mit der Spitzhaue abtragen wollten, wie man das bisher machte, so müßten wir, um die vom Plan vorgeschriebene Menge zu fördern, zwanzigtausend Mann beschäftigen, und diese Zwanzigtausend hätten eine außerordentlich harte und schmutzige Arbeit zu verrichten. Wir nehmen nun an Stelle der Spitzhaue den Armstrong-Bohrer, die Ammonal-Sprengmaschine und den Bucyrus-Bagger, und brauchen statt der zwanzigtausend Arbeiter, die wir jetzt unmöglich auftreiben könnten, nur zweitausend, denen obendrein von den Maschinen alle schmutzige und schwere Arbeit abgenommen wird. Auf diese Weise verliert der Beruf des Erzhäuers seine Schrecken. Aus dem armen Kumpel, der bis zur völligen Erschöpfung gehauen, gegraben und gekarrt hat, wird ein Kontrolleur der Maschine, der mit einigen leichten Handbewegungen..." Er unterbricht sich; meint lächelnd, er sei wieder einmal zu sehr in Schuß geraten, wir müßten das verstehen; er habe selbst noch mit der Spitzhaue gearbeitet, und da gehe es einfach mit ihm durch...

Der Berg wird in Stufen von zehn



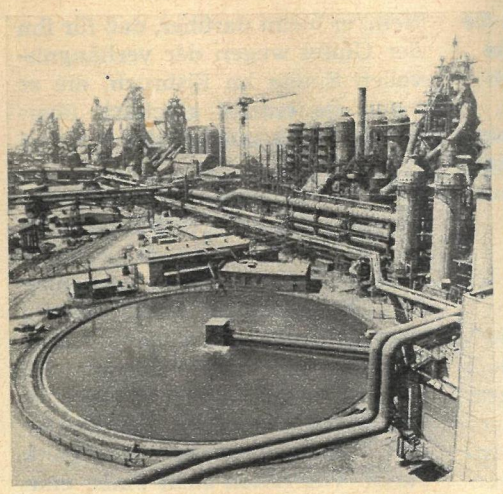


Der Analphabet Viktor lernt das Abc meistern und ein Werk mitzubauen ...

Ein anderes Klondike

sicherte man mir, werden sich die Kapazitäten allein für den Wohnungsbau verdreifachen. Die neuen Viertel wachsen hinaus in die Steppe. Schon ist abzusehen, daß die Einwohnerzahl die halbe Million erreicht. Auch das zeigt: Es läßt sich leben in der Stadt, deren Normalität den Neuankömmling fast vergessen läßt, daß hier vor sechs Jahrzehnten nichts als Steppe war. Zwei Theater gibt es, Gastspiele selbst aus der Hauptstadt sind nicht selten, dazu zwölf Kulturhäuser, 177 Bibliotheken – und 30 Museen. Eines davon ist der Geschichte der Erbauer von „Magnitka" gewidmet.

Holger Reischock



Meter Höhe abgebaut. Auf der obersten arbeiten gerade die Armstrong-Bohrer. Mit hohem, scharfem Summton senkt sich der Stahlstachel in den Boden, durchsticht die Grasnarbe und die Lehmschicht und frißt sich in den Fels. Wenn er zu wirbeln aufhört und zurückgezogen wird, ist im Stein ein elf Meter tiefes, rundes, glattes Loch.

Hinter den Bohrern kommt die Sprengkolonne.

Pfeifen trillern, rote Wimpel werden geschwungen, ein Hornstoß gellt auf.

„Achtung! Sprengung!"

Menschen und Maschinen ziehen sich weit zurück. Mit dumpfem Krachen birst die Erde: einmal, zweimal, dreimal, fünfmal. Dort, wo eben noch eine rötliche Felswand, ein Stück Hügelrücken, ein Streifen Grasnarbe war, liegt Geröll.

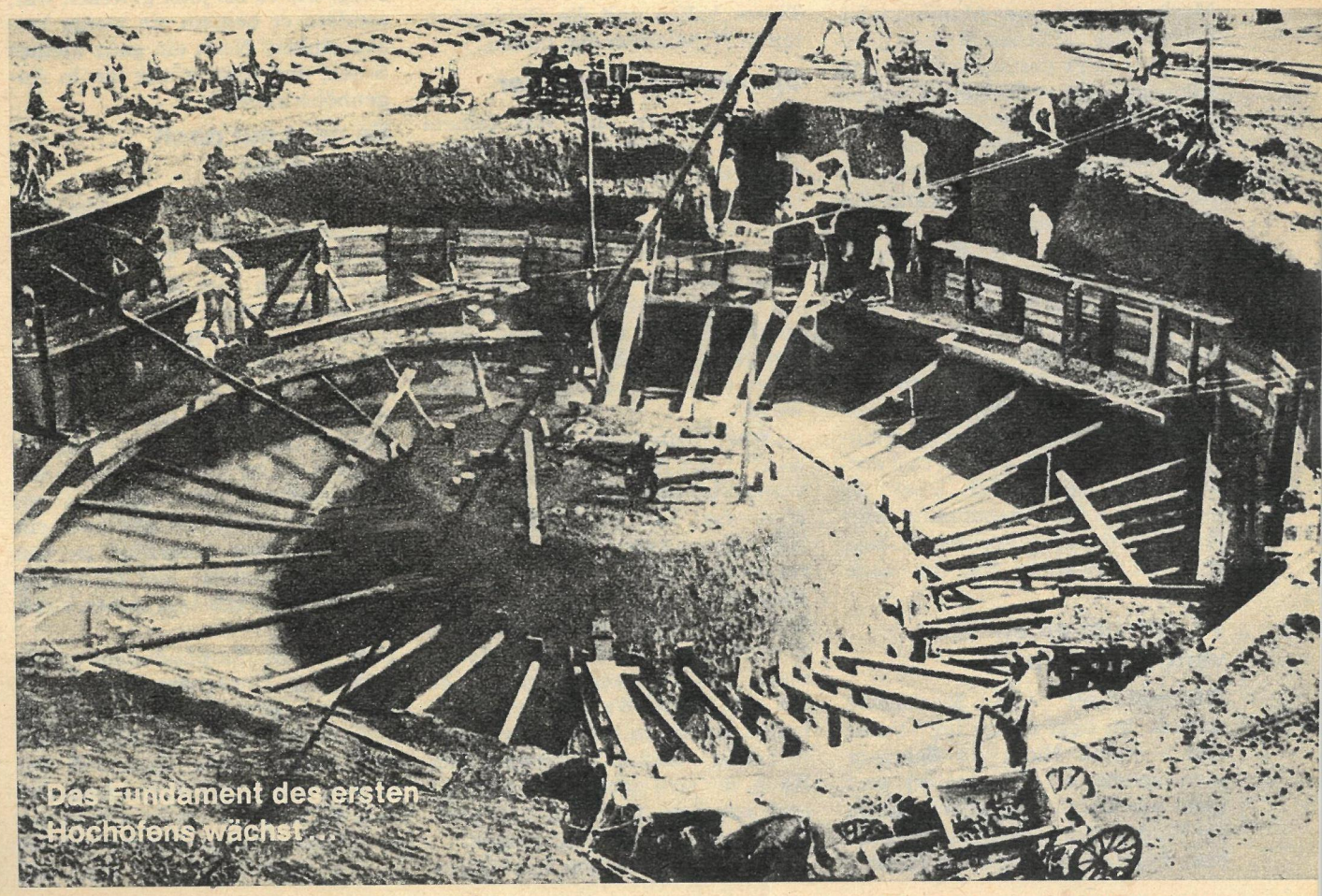
„Zwei Milliarden Hackenschläge erspart uns jede solche Sprengung. Jetzt sprengen wir noch mit Ammonal, später wollen wir flüssige Luft verwenden, sowie nur unser Chemiekombinat fertig ist."

Hinter einer Felsnase, die ihnen Deckung gewährt hat, kommen zwei Erdbagger hervor, stählerne Saurier mit weit vorgestreckten Hälsen. „Bucyrus. Erie. Pennsylvania" steht auf dem Mechanikerhäuschen des ersten. An dem komplizierten Hebelwerk sitzt ein junger Bursche mit bäuerlichen Gesichtszügen.

„Ja, ein Kolchosbauer. War noch vor zwei Jahren irgendwo in einem ganz verlorenen Winkel und wußte nicht einmal, wie eine Eisenbahn aussieht, geschweige denn ein Erdbagger. Überhaupt konnte im Anfang nur ein einziger Mann im ganzen Betrieb mit einem Bucyrus umgehen, aber jetzt haben wir schon eine ganze Menge Bucyrus-Führer, genug für alle acht Bagger, die bei uns arbeiten und die vier, die noch kommen sollen. Im Herbst wollen wir einige zu Mechanikern ausbilden lassen; diesen hier auch!" Auf dem Geleise, das den Rand der Stufe entlangläuft, kommt eine Lokomotive mit vier langen, flachen Lastwaggons gefahren und macht vor dem Geröllhaufen halt.

„Sogenannte Dump-cars. Sie entleeren sich auf einen Hebeldruck. Wir schaffen damit das Erz von der Grube zur Aufbereitung. Sechzig Tonnen faßt jeder. Diese hier sind noch Auslandserzeugnisse, aber wir haben auch schon Dump-cars eigener Erzeugung und Konstruktion ..."

Was das hier für eine Maschine sei? Ein Versuchsbohrer. Mit dem hole man sich Gesteinsproben aus der Tiefe. Die Mechanische Werkstätte habe ihn nach eigenen Plänen gebaut. „Hier, lesen Sie!" Auf der blechernen Schutzhaube steht mit zinnoberroter Mennigfarbe: „Drehbank, ‚Erster Mai'. Diese Maschine wurde von der Komsomolzenbrigade der Mechanischen Werkstätte auf Initiative des Gen. Schabalow als Woskresnikarbeit hergestellt. Schach dem Import!" ...



Das Fundament des ersten Hochofens wächst ...

Fortsetzung auf Seite 34

Sturz in die Tiefe

Balyberdin und Myslowski bilden die Spitzengruppe der Expedition. Die übrigen Bergsteiger verteilen sich auf mehrere Lager (Lager I bis V), die sie auf dem Weg zum Gipfel eingerichtet haben. Nach einem festgesetzten Plan rücken sie mit der Ausrüstung zur Kuppe des Giganten nach. (Die Red.)

Beim Überqueren einer Spalte", meldet Golodow aus dem Khumbu-Eisbruch ins Basislager, „hat Moskalzow das Gleichgewicht verloren und ist abgestürzt. Nasenwurzel stark geprellt, das Bein verletzt. Er ist bei Bewußtsein, fühlt sich gut... Wenn der Arzt zu uns kommt und noch jemand, werden wir ihn nach unten schicken."

Unten nimmt kaum jemand Golodows Optimismus ernst. „Wenn Moskalzow gehfähig wäre, dann könnten sie auch zu zweit herunterkommen. Zu auffällig verlangt er nach dem Doktor und einer Begleitmannschaft", meint Expeditionsarzt Orlowski zu Tamm. Sie entscheiden, daß außer dem Arzt noch Troschtschinenko, Chomutow und Putschkow in den Eisbruch einsteigen.

10.00 Uhr. Die Rettungsmannschaft hat Moskalzow erreicht. Er liegt bei vollem Bewußtsein auf ausgebreiteten Kleidungsstücken. Seine linke Gesichtshälfte ist geschwollen und blau angelaufen, das Auge fast zu. Starkes Nasenbluten. Zahlreiche Prellungen an Kopf und Körper. Am linken Unterschenkel eine tiefe Wunde, die ihm beim Sturz vermutlich eine Zacke des Steigeisens beigebracht hat. Wie das alles geschehen ist, daran kann er sich nicht erinnern.

Folgendermaßen ist es passiert: Als Moskalzow auf einer Aluminiumleiter eine der zahllosen Spalten überquerte, war er gestolpert, hatte das Gleichgewicht verloren und sich im Fallen an die Sicherungsseile geklammert. Der Haken, an dem sie befestigt waren, hielt dem scharfen Ruck nicht stand und sprang aus dem Eis. Moskalzow überschlug sich und fiel, mit den Füßen nach unten, etwa fünfzehn Meter (dies entspricht der Höhe eines vierstökkigen Hauses) in die Tiefe.

Unten war das Eis zum Glück mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Moskalzow verlor das Bewußtsein. Erst nach einigen Minuten kam er wieder zu sich und antwortete Golodow: „Ich lebe!" Er band sich unter Anspannung aller Kraft an das herabgelassene Seil, und der Gefährte zog ihn nach oben.

Tränen um einen verlorenen Traum

Während der Arzt Moskalzow untersucht, liegt dieser im Schnee und – weint. Nicht vor Schmerz (den spürte er erst später) und nicht vor Glück, daß er wie durch ein Wunder am Leben geblieben ist (das begriff er auch erst später).

Nein, er weint darüber, daß für ihn der Gipfel wegen der verhängnisvollen Spalte im Eisbruch, die er mehr als einmal glücklich überquert hat, in unerreichbare Ferne gerückt ist.

Orlowskis Diagnose: „Schädelhirntrauma, Gehirnerschütterung, zahlreiche Prellungen am Körper. Schädelbruch ist nicht auszuschließen. Selbständige Fortbewegung streng untersagt. Er muß auf einem Sitzbrett über den Eisbruch und dann mit einer Trage ins Basislager transportiert werden." Der Doktor gibt seine Diagnose per Funk durch. Von unten zieht ihnen eine große Gruppe von Expeditionsmitgliedern und Sherpas entgegen.

12.00 Uhr. Balyberdin und Myslowski setzen ihren langsamen Aufstieg fort. Balyberdin wählt sorgfältig die Route und wägt die verschiedenen Varianten ab.

Myslowskis erste Sauerstoffflasche ist leer. Sie wissen nicht, wie lange sie noch bis zum Gipfel brauchen, und stellen daher die letzte Flasche wiederum auf Minimalverbrauch ein – ein Liter pro Minute. Myslowskis Bewegungen werden erneut langsamer, doch er bremst Balyberdin nicht, der jetzt ebenfalls sehr langsam geht.

Zur Linken wird der Nordgrat sichtbar. Allmählich, ganz allmählich rückt er ihnen näher. Im Süden öffnet sich ihnen der Blick auf das imposante Panorama des Zentralhimalaja mit dem Lhotse und dem Makalu. Im Norden türmen sich die Gipfel, die in das braune Hochland von Tibet übergehen. Und über all dem, kontrastierend mit dem Hintergrund der blendendweißen Gipfel, leuchtet ein tiefblauer Himmel. Von unten treiben Wolken herauf, die sich in den Tälern ballen und die Gebirgsketten in Nebelschwaden hüllen.

Spuren der Vorgänger

Jetzt beginnen die von feinem Schnee bedeckten grauen, schrägen Platten, die an riesige Dachziegel oder mehr noch an eine gigantische Treppe erinnern. Haben sie die eine dieser Felsstufen erklommen, wartet schon die nächste auf sie. Und vom Gipfel ist noch immer nichts zu sehen. Die „Treppe" führt zum nächsten schwierigen Hindernis – einer zwanzig Meter hohen Wand.

„Was meinst du, ist es noch weit?" fragt Balyberdin. „Nach der Wand wird es einfacher", antwortet Myslowski, der die Route theoretisch genau kennt. „Die ‚Schlosserei' können wir hier zurücklassen." Balyberdin legt Steigeisen, Haken, Karabiner und Hammer in den Schnee, nur Funkgerät, Filmkamera und Fotoapparat nimmt er mit. Als sie die Wand überwunden haben, erblicken sie einen verhältnismäßig flachen, verschneiten Hang, der sich nach oben schwingt und aus dem hier und dort brüchige graue Felsen emporragen.

14.15 Uhr. „Wir steigen und steigen aufwärts. Jede Schneestufe, die vor uns aufragt, halten wir für den Gipfel, aber er ist es immer und immer noch nicht... Wann nimmt das alles ein Ende?" hören sie im Basislager Balyberdins Stimme. Das monotone Gehen ermüdet nicht weniger als das Klettern über Felsen. Genauer gesagt, die dort notwendige technische Arbeit pflegt gedankliche Abschweifungen nicht aufkommen zu lassen. Hier, auf diesem einfachen Weg, spüren sie erst, wie erschöpft sie sind.

Keiner von ihnen hat den Drang, in die Runde zu schauen, das einzigartige Gebirgspanorama zu genießen; keinerlei Emotionen und überflüssige Bewegungen. Vier, fünf Schritte – und sie machen halt. Noch ein paar Schritte – und wieder bleiben sie stehen. „Schließlich begann sich der Hang zu verflachen", beschreibt Balyberdin später die letzten Meter in seinem Tagebuch. „Die Felsen wurden von einem sanft ansteigenden nur aus Schnee bestehenden Grat mit steil nach Norden und Süden abfallenden Flanken abgelöst. Der höchste sichtbare Punkt schien nicht mehr weiter wegzurücken, je höher man stieg, wie es bis jetzt gewesen war, sondern er begann ein wenig herabzusinken. Noch ein ganz kleines Stück, und man würde ihn in Augenhöhe haben."

Es geht nur noch nach unten

14.35 Uhr. Balyberdin meldet dem Basislager: „Auf allen Seiten geht es nur nach unten!" Tamm beglückwünscht ihn zum Sieg und fragt, wo der Gefährte sei. „Er kommt gleich", erwidert Balyberdin. Zehn Minuten später steht auch Myslowski auf dem Gipfel des Everest. Balyberdin hat es noch nicht geschafft, die Filmkamera fertigzumachen, da ist Myslowski, ohne stehenzubleiben, trotz aller Bitten schon vorbeigelaufen und nach ein paar Schritten entkräftet in den Schnee gesunken. Der Gipfelsieg hat ihm das letzte Quentchen Kraft abgefordert.

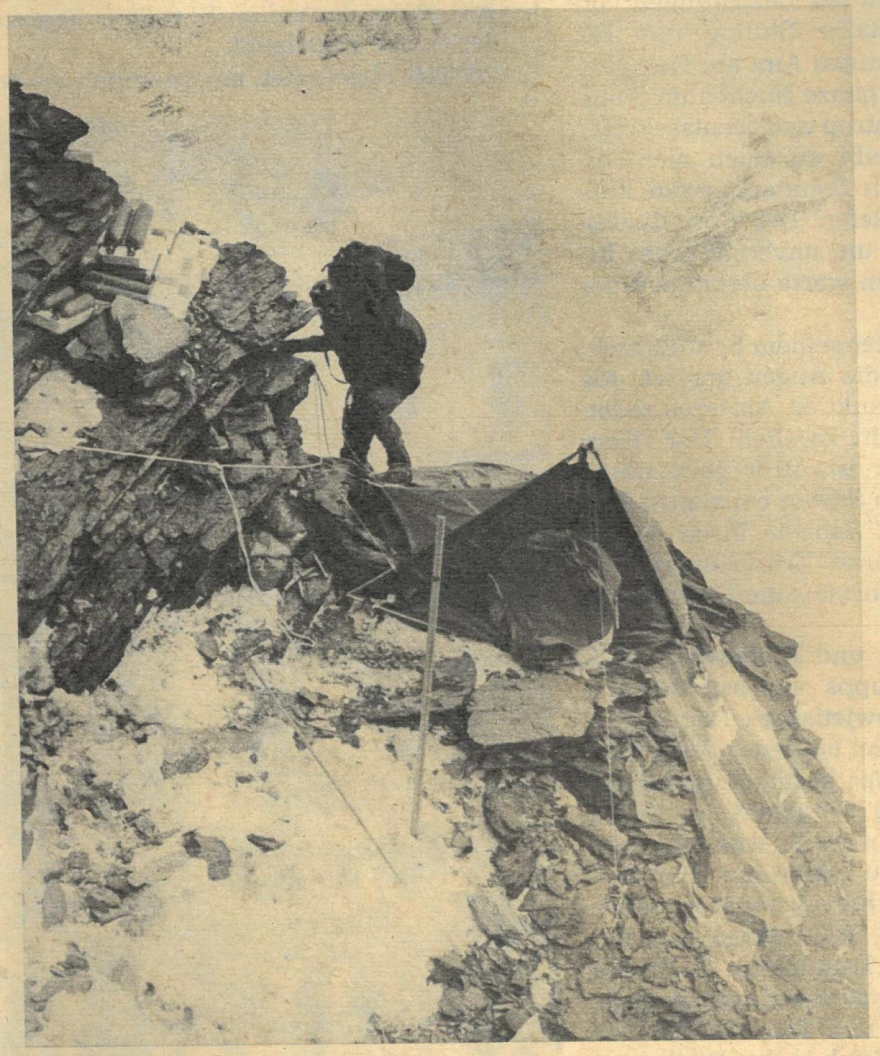
„Die ersten Empfindungen nach dem Sieg? Unsagbare Müdigkeit!" so meint Balyberdin später. „Aber auch Erleichterung: Ich hatte es bis zum Schluß ohne Sauerstoff geschafft, und nun blieb nur noch der Weg nach unten, wo es sich mit jedem Meter leichter atmet. Und ich dachte noch: Was jetzt auch im-

Seit bekannt ist, daß der Mount Everest mit seinen 8848 Metern der höchste Berg unseres Planeten ist (Foto oben), gilt ihm der Ehrgeiz der Bergsteiger in aller Welt. Aber erst 1953 setzten erstmals Menschen ihren Fuß auf den unberührten Schnee seines Gipfels im Himalaja: der Nepalese Tensing Norkey und der Neuseeländer Hillary. Viele folgten ihnen seither, immer neue Wege wurden gesucht und gefunden. Aber eine Route blieb unüberwindlich, bis 1982 eine sowjetische Expedition den Kampf mit dem Berg aufnahm. Elf Bergsteiger erreichten über den Südwestpfeiler den Gipfel. Der Journalist Dmitri Meschtschaninow erlebte im Basislager alle Höhen und Tiefen des abenteuerlichen Unternehmens mit. Sein Bericht „Zum dritten Pol" erscheint im VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig.

mer passieren mag mit dem Wetter, mit der Route, mit uns, eines steht fest – Russen sind auf dem Everest gewesen."

„Wir umarmten einander nicht, küßten einander nicht, jubelten nicht vor Freude, dazu fehlte uns einfach die Kraft", ergänzt Myslowski. „Doch ich empfand tiefe Genugtuung. Nicht weil wir als erste unseres Landes aufgestiegen waren (das war reiner Zufall, ebensogut hätten andere an unserer Stelle stehen können), sondern deshalb, weil die von uns begangene Route den Kameraden nun leichter fallen würde. Nicht physisch, sondern moralisch leichter."

Nur ein winziger Platz für das Zelt in 7350 Meter Höhe. Säcke mit Steinen geben ihm zusätzlich Halt.



Der Gipfel des Everest ist eine kleine Schneekuppel, auf der nicht mehr als fünf, sechs Menschen gleichzeitig Platz finden. Ein Ort, wie leergefegt. Alles, was Bergsteiger hier zurücklassen, wird entweder in die Tiefe geweht oder von Schnee verschüttet. Das einzige, was daran erinnert, daß hier Menschen gestanden haben, ist ein Stück Aluminiumrohr, das aus dem Schnee herausragt. An ihm flattern Fetzen verblichener Wimpel im Wind.

Im Jahre 1975 hatten chinesische Bergsteiger ein drei Meter hohes Triangulationszeichen, einen drei Meter hohen Dreifuß aus Aluminiumrohr, auf den Gipfel geschleppt und dort aufgestellt. Die folgenden Gipfelbezwinger befestigten gewöhnlich Wimpel, Flaggen, allerlei Souvenirs daran zum Beweis dafür, daß sie tatsächlich auf dem Everest und nicht nur auf seinen Vorgipfeln gestanden hatten. Allmählich hat der Schnee das Gestell zugeweht. Nun ragt nur noch ein kleines, etwa fünfzehn Zentimeter langes Stück davon heraus. Demnach ist der Everest in den letzten Jahren noch um fast drei Meter „gewachsen".

Der nepalesische Verbindungsoffizier, der vom Basislager aus das Erreichen des Gipfels festzustellen hatte, richtete – mit Hilfe des Dolmetschers – über Funk folgende Fragen an unsere Leute: „Wo ist der Lhotse? Welche Farbe hat der Gipfel? Wo steht der Dreifuß? Wie sieht das Panorama ringsum aus?" Wie es aussieht? Unvergleichlich! Oben nichts als Himmel, unten ein Gewirr spitzer Gipfel, die sich rundum bis zum Horizont hin drängen. Der höchste der benachbarten Achttausender, der Lhotse, sieht von hier oben gar nicht so hoch aus. Dieses erhabene, rauhe und grenzenlose Panorama des Himalaja ist beeindruckend und faszinierend. Es fällt einem schwer, sich von ihm loszureißen, doch es ist ein umfangreiches Pflichtprogramm zu bewältigen.

Balyberdin und Myslowski nehmen Filmkamera und Fotoapparat und machen Aufnahmen vom Gipfel selbst und dem daraus herausragenden Rohrstück des Dreifuß, filmen auch das ganze Panorama, das sich allmählich in Wolken hüllt.

Steine vom Everest

Es ist Zeit abzusteigen.

„Haltet euch nicht zu lange oben auf, steigt so schnell wie möglich ab, steigt ab!" treibt Tamm sie aus dem Basislager zur Eile an. „Denn es wird spät, sehr spät werden. Ich habe Angst, ihr findet den Weg nicht, findet den Weg nicht. Habt ihr verstanden?"

„Alles klar, alles klar…", erklingen Balyberdins stockende Worte von oben. „Wir lassen eine Sauerstoffflasche zurück… Sauerstoffflasche 280… am Dreibein… an der Spitze des Dreibeins…"

15.35 Uhr. Die beiden beginnen mit dem Abstieg. Als sie einige Meter zurückgelegt haben, hält Myslowski den Gefährten an. „Was sagst du, wenn du nach Hause kommst? Man wird dich doch fragen: Hast du einen Stein mitgebracht?" Balyberdin gefällt dieser Gedanke, und er wirft rasch ein paar Kilo Kalksteine in den Rucksack. Nun aber so rasch wie möglich hinunter. Mit dem Tageslicht ist es bald vorbei.

15.40 Uhr. Die Gruppe Iwanow, die sich im Lager V befindet, nimmt Verbindung mit dem Basislager auf und erfährt, daß die beiden den Gipfel bezwungen haben. Das hebt ihre ohnehin gute Laune noch mehr. (Moskalzows Sturz in die Spalte hatte man nicht nach oben gemeldet.) Auf 8500 Meter Höhe angekommen, haben sie die Fläche verbreitert, auf der das Zelt steht, bereiten nun ihr Mittagessen zu und verzehren mit Appetit die Suppe, zu der sie Zwieback mit Schmalz essen.

Alle fühlen sich prächtig, ein seltener Fall in so großen Höhen, und keiner zweifelt daran, daß das Spitzenduo bald im Lager V eintreffen wird, daß man – „Raum ist in der kleinsten Hütte" – gemeinsam hier die Nacht verbringen und daß am Morgen dann ihre Viererseilschaft zum Sturm antreten werde. Sie ahnen nicht, daß der Everest wieder einmal die schönsten Pläne über den Haufen werfen würde.

16.00 Uhr. Die Rettungsmannschaft vom Eisbruch ist im Basislager eingetroffen. Moskalzow hat den Transport gut überstanden, und es geht ihm den Umständen entsprechend nicht schlecht. Orlowskis Befürchtungen hinsichtlich eines Schädelbruchs haben sich zum Glück nicht bestätigt. Nach Meinung des Arztes besteht keine Lebensgefahr. Dennoch muß man Moskalzow bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach unten abtransportieren.

16.35 Uhr. Es ist genau eine Stunde verstrichen, seit Balyberdin und Myslowski mit dem Abstieg vom Gipfel begonnen haben. Anfangs kommen sie ungeachtet der sich wiederum einstellenden Müdigkeit zwar langsam, aber stetig voran. Doch bald verdichtet sich die aufsteigende Bewölkung so stark, daß sie buchstäblich in einer „Waschküche" dahintappen. Die Sicht hat sich verschlechtert, dazu schneit es. Die Felsen werden glatt und gefährlich. Und das ohnehin gemächliche Abstiegstempo verlangsamt sich noch mehr. Bis zum Einbruch der Dunkelheit bleiben noch höchstens zwei Stunden, doch sie haben erst eine verschwindend geringe Strecke zurückgelegt. Ihre Kräfte nehmen von Minute zu Minute ab. Nach einigem Nachdenken beschließen sie, der Expeditionsleitung mitzuteilen, daß sie sich in einer Notsituation befinden und die Hilfe der Kameraden brauchen.

16.45 Uhr. Aus den Funkgeräten im Basislager und im Lager V klingt Balyberdins stockende Stimme:

„Ich glaube, wir schaffen es nicht mehr bis 8500 Meter… Wenn ihr uns wenigstens entgegenkommen könntet… mit Sauerstoff, wenn's geht… weil… alles… so unendlich langsam geht… Heißen Tee… wenn es möglich ist… und etwas zu essen."

„Und wo seid ihr jetzt, Balyberdin", fragt Tamm. „Wie weit seid ihr schon vom Gipfel abgestiegen? Welche Höhe schätzt du?"

„Schätze… 8800…", antwortet Balyberdin.

„Gut, wir werden sehen, was sich machen läßt", schaltet sich in das Gespräch Iwanow ein, der den Ernst der Lage sofort begriffen hat: Myslowski und Balyberdin droht eine „kalte Übernachtung".

Was „kalte Übernachtung" in dieser unvorstellbaren Höhe bedeutet, weiß jeder Alpinist – das Ende…

18.45 Uhr. Balyberdin und Myslowski nehmen Verbindung mit dem Basislager auf und erfahren, daß ihnen aus Lager V eine Zweierseilschaft entgegenkommt. Diese Mitteilung beglückt und schwächt sie zugleich. Balyberdin geht an seinen eigenen Steigeisen vorüber, statt sie anzulegen: „Ich hatte keine Lust, stehenzubleiben und die Fellhandschuhe bei dieser Kälte auszuziehen. Der eine war arg zerrissen, die Hand darin wurde klamm, daher mußte ich die Handschuhe ständig wechseln. Daß wir in ein paar Stunden auf die glatten ‚Dachziegel' gelangen würden, daran dachte ich nicht. Ich muß damals wohl geradezu ein Brett vor dem Kopf gehabt haben."

Myslowskis Zustand ist nicht besser, er kann kaum noch weiter. Die Dämmerung fällt ein. Sein Sauerstoff ist bald zu Ende gegangen. Und ohne den verlangsamt sich das schleppende Tempo des Abstieges noch mehr. Jeder Meter erfordert die Anspannung aller Willenskraft. Die leere Sauerstoffflasche werfen sie in den Bonington-Couloir. Unter Gepolter saust sie in den Abgrund. Diesen Laut hören die beiden Männer, die ihnen aus Lager V zu Hilfe kommen.

Übersetzt von Günter Müller

Im nächsten Heft:

Wettlauf mit dem kalten Tod

Fotos: Golodow, Romanow (TASS)

Eine Beitragsfolge von Jürgen Jessel 20

APPETIT AUF KU

Eines Tages im Februar 1941 meldet sich ein unbekannter Besucher in der sowjetischen Botschaft Unter den Linden. Er sei Drucker von Beruf, sagt er, und in seiner Firma werde jetzt in einer riesigen Auflage ein Büchlein gedruckt, ein deutsch-russisches Wörterbuch, und er habe da ein Exemplar mitgebracht. Der Konsularbeamte, der den Besucher empfängt, blickt ihn ein wenig ratlos an: An Wörterbüchern mangelt es der Botschaft nicht. Schauen Sie hinein, sagt der Drucker, es wird Sie schon interessieren.

Das dünne Bändchen ist kein normales Wörterbuch, sondern ein sogenannter Sprachhelfer. Russische Sätze in lateinischer Schrift: Wo ist der Vorsitzende des Kolchos? Bist du Kommunist? Hände hoch! Ergib dich! Ich schieße. Und mehr von dieser Art. Per Eilpost schickt die Botschaft dieses eigenartige Wörterbuch nach Moskau.

Auf einer diplomatischen Cocktailparty lernt Valentin Bereshkow, Erster Sekretär der sowjetischen Botschaft, im Frühjahr 1941 einen Major der deutschen Luftwaffe kennen. Als sie einige Augenblicke ungestört sind, sagt der Major leise: Sein Geschwader sei aus Nordafrika abgezogen und nach Polen verlegt worden. Und ihm sei bekannt, daß in der letzten Zeit auch noch andere Truppenteile an der sowjetischen Grenze konzentriert wurden. Er wisse zwar nicht, was das bedeuten solle, aber auf jeden Fall sei er dagegen, daß es zwischen Deutschland und der UdSSR zu irgendeinem Konflikt komme.

Wie es ihre Pflicht ist, übermittelt die Botschaft diese Information ohne Verzögerung nach Moskau.

Am 14. Juni 1941 veröffentlicht TASS eine amtliche Mitteilung: „Nach Auffassung sowjetischer Kreise entbehren die Gerüchte über die Absicht Deutschlands..., einen Überfall auf die UdSSR zu unternehmen, jeder Grundlage." Darauf, meint man in Moskau, müsse Hitler reagieren. Aber Berlin schweigt. Die deutsche Presse erwähnt die TASS-Erklärung mit keinem Wort.

Der 21. Juni, ein Sonnabend, ist ein schöner, warmer Sommertag. Die Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft machen einen Ausflug nach Potsdam. Wer Sanssouci schon kennt, fährt zum Baden an den Wannsee. Nur Bereshkow sitzt in der Botschaft. Aus Moskau ist die Weisung gekommen, der deutschen Regierung eine Beratung über den Stand der Beziehungen vorzuschlagen. Alle halbe Stunde ruft Bereshkow im Auswärtigen Amt an. Den ganzen Sonnabend, die ganze Nacht zum Sonntag. Minister Ribbentrop und Staatssekretär von Weizsäcker, heißt es, seien nicht erreichbar. Am frühen Sonntagmorgen klingelt Bereshkows Telefon: Der Herr Reichsaußenminister bitte um unverzügliches Erscheinen, sein Wagen warte bereits vor der Botschaft.

Ribbentrop sitzt hinter seinem Schreibtisch, blaß, übernächtigt, die Augen gerötet. Als er sich erhebt, schwankt er. Als er zu reden beginnt, bleibt kein Zweifel: Der Herr Reichsaußenminister ist nicht ganz nüchtern. In verworrenen Sätzen behauptet Ribbentrop, die UdSSR habe in ihren westlichen Provinzen starke Truppenverbände konzentriert und mehrmals die Grenze verletzt.

Kein Wort ist wahr, und Ribbentrop weiß es. Deutsche Stoßtrupps sind seit Wochen immer wieder auf sowjetisches Territorium vorgedrungen. Moskau hat jedes Mal protestiert, und Ribbentrops Ministerium hat jedes Mal scheinheilig versichert, es werde den Fall prüfen. Man weiß, was man von solchen Antworten zu halten hat. Der Botschafter Dekasanow kommt nicht zu Wort. Ribbentrop wirft sich in die Brust, sein Redefluß gewinnt an Lautstärke: Während Deutschland im Kampf mit England liege, und zwar auf Leben und Tod, schicke sich die UdSSR an, dem Reich in den Rücken zu fallen.

Wußte der Reichsaußenminister nicht, daß seit geraumer Zeit im Panzerschrank des „Reichsleiters" Rosenberg griffbereit eine „Allgemeine Instruktion für alle Reichskommissare in den besetzten Ostgebieten" lag? Er wußte es und er wußte auch, was in dieser Instruktion stand: daß nämlich „dieser Riesenraum" nach seiner Eroberung „in Reichskommissariate aufgegliedert" werden sollte. Dem „Reichskommissariat Ostland einschließlich Weißruthenien" beispielsweise blühte das Schicksal eines „eingedeutschten Protektorats", „Kaukasien" dagegen war die Rolle eines „Föderativstaates mit einem deutschen Bevollmächtigten" an der Spitze zugedacht.

Säuberlich abgeheftet, abgestempelt als ge-

Berliner vor der Reichskanzlei: betroffen, nachdenklich, besorgt

CHEN

Unter den Linden: Botschaft der UdSSR

heime Sache, ruhte in den Aktenschränken deutscher Ministerien das Protokoll einer Konferenz ihrer Staatssekretäre, die am 2. Mai 1941 stattgefunden hatte. „Der Krieg ist nur weiter zu führen", heißt es da, „wenn die gesamte Wehrmacht... aus Rußland ernährt wird... Hierbei werden zweifellos ...zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird... Am wichtigsten ist Bergung und Abtransport von Ölsaaten, Ölkuchen, dann erst Getreide. Das vorhandene Fett und Fleisch wird voraussichtlich die Truppe verbrauchen."

Auch im „Rassenpolitischen Amt der NSDAP" hatte man sich frühzeitig Gedanken über die Zukunft gemacht: „Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens darf es keine höhere Schule geben... Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, daß es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein... Lesen halte ich nicht für erforderlich... Diese Bevölkerung wird als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen..."
Im kleinen Kreis pflegte Hitler ungehemmt zu schwatzen. Und irgendeiner schrieb immer mit. Und am Ende hatte keiner Zeit, die Protokolle zu verbrennen. So haben wir manches schwarz auf weiß. Worauf kam es Hitler an? Darauf, „den riesenhaften Kuchen handgerecht zu zerlegen, damit wir ihn erstens beherrschen, zweitens verwalten und drittens ausbeuten können". Einige Stücke des Kuchens wollte der „Führer" auf der Stelle verschlucken. Das „gesamte Baltenland", gemeint waren Litauen, Lettland und Estland, ernannte er zum „Reichsgebiet". Ebenso „die Krim mit einem erheblichen Hinterland". Und die „Wolgakolonie". Und das „Gebiet um Baku". Und die Halbinsel Kola: „wegen der großen Nickelvorkommen". Und so weiter und so fort. Nur auf die Stadt Leningrad verspürte er keinen Appetit. Leningrad wollte er „dem Erdboden gleichmachen lassen".
Ribbentrop aber spielt am Morgen jenes 22. Juni 1941 den gekränkten Biedermann und schiebt Dekasanow ein Papier über den Tisch, ein Memorandum Hitlers. Der Führer, sagt er, habe sich entschlossen, Maßnahmen zum Schutz der Nation zu ergreifen. Dann endlich, mühsam erhebt sich Ribbentrop aus seinem Sessel, das entscheidende, das erste wahre Wort seines Redeschwalls: Vor einer Stunde haben deutsche Truppen die Grenzen der UdSSR überschritten. Dekasanow antwortet: „Das ist eine dreiste, durch nichts provozierte Aggression. Dieser räuberische Überfall auf die Sowjetunion wird Ihnen noch leid tun. Sie werden das schwer büßen müssen."
Der Botschafter wendet sich zur Tür. Der Krieg ist erklärt, am Bug wird geschossen. Es gibt nichts mehr zu sagen.

Fotos: Aus: Bergschicker, Berlin – Brennpunkt deutscher Geschichte, Archiv

Der Neue führt den Stab

Antrittsvisite bei Alexander Lasarew

Bauzaun, Maschendraht, Warnschilder: Die „alte Dame“ Bolschoi leistet sich eine Totalrenovierung, bis zum Sommer nächsten Jahres hat da kein Besucher was zu suchen. Wer die singenden, tanzenden, spielenden Weltstars erleben will, muß schon in den Kongreßpalast des Kreml gehen oder in eine der Tournee-Spielstätten, die das Ensemble während der Zeit des geschlossenen Haupthauses mehr als sonst aufsucht: Etwa in die Deutsche Staatsoper Berlin, wo es während der XXXI. Berliner Festtage Ende September gastiert.

Wir steigen dennoch auf Bretterstegen zum „Eingang Nr. 16“, der sich uns freundlich auftut, da wir gemeldet sind beim neuen Chefdirigenten des Hauses, Alexander Lasarew. Er ist, als er gleich darauf von einer Probe kommend ins Zimmer stürmt, gerade zehn Tage im Amt. Die hohe Würde hat noch nicht ganz von ihm Besitz ergriffen. Ein sympathischer Mann Anfang der Vierziger, der die künstlerische Verantwortung für eins der größten Opernhäuser der Welt auf seine Schultern gelegt bekommen hat. Hierzu braucht es Behutsamkeit wie Konsequenz. „Ich komme mir nicht vor, wie auf den Thron gestiegen“, sagt Alexander Lasarew, „eher wie einer, der in einen Bergwerksschacht eingefahren ist. Was ich von dort heraufbringe, weiß ich noch nicht!“ Man traut ihm zu, den Arbeitsberg abzutragen, denn schließlich ist er in der Opern- und Konzertwelt kein Unbekannter. Gastdirigate haben den Dirigenten Lasarew bisher in dreißig Länder geführt. Unter seiner Stabführung spielte die Leningrader Philharmonie am zweiten Eröffnungsabend des Berliner Schauspielhauses, mit dem Ensemble des „Bolschoi“ hat er bereits Dänemark und die BRD bereist. Jetzt wird er in Berlin Mussorgskis „Boris Godunow“ und die bislang noch nicht im Ausland gezeigte Oper „Schneeflöckchen“ von Rimski-Korsakow dirigieren.

Mit Berlin verbinden sich gute Erinnerungen für ihn. „Es war die erste Stadt, die ich im Ausland kennenlernte, 1972, noch zu meiner Studentenzeit. Damals dirigierte ich ein gemeinsames Kammerorchester, bestehend aus Moskauer Musikstudenten und Studenten der Berliner Hochschule für Musik“. An Lasarews Wiege stand kein Steinway-Flügel, lag keine Stradivari, zuallerletzt ein Dirigentenstab. „Meine Mutter hat mich mit acht Jahren an die Hand genommen und zur Musikschule gebracht, nur damit ich auf der Straße nicht zuviel Unsinn anstelle.“ Er lernte am Klavier, ohne den „genialen Funken“ allerdings, wie er glaubt, hinzufügen zu müssen. „Der ist äußerst selten. Begabung kommt schon öfter vor – aber wenn sich dazu ein ungeheures Maß an Arbeitsbereitschaft gesellt, kann schon was aus einem werden.“ Während der Armeezeit, verständnisvoll gefördert von musischen Vorgesetzten, reifte sein Wunsch, Dirigent zu werden. „Der erregende Reichtum an musikalischen Möglichkeiten, der in so einem Klangkörper schlummert und die einmalige Gelegenheit mit vielen, künstlerisch unterschiedlichen,

Menschen umzugehen, übten einen großen Reiz auf mich aus."
Nun kann er umgehen: Zweihundertsiebzig Musiker in drei Orchesterbesetzungen und zweihundertfünfzig Chorsänger harren des klärenden künstlerischen Wortes von Alexander Lasarew. Eine große russische und sowjetische Operntradition, in den letzten Jahren – wie man hier meint – nicht kontinuierlich geführt, erwartet Wiederbelebung und das „Bolschoi" die neuerliche Durchsetzung seiner Generallinie: Pflege des russischen und sowjetischen Opernerbes, lebendige, heutige Weiterführung ebendieser verpflichtenden Tradition. „In der letzten Zeit gab es zu viele Experimente an unserem Hause, wir haben uns von links nach rechts geworfen. Das Publikum hat uns nicht mehr erkannt", sagt er. Und: „Wir müssen das machen, was wir am besten können und wofür unsere Sänger die besten Voraussetzungen mitbringen, in erster Linie russische und sowjetische und in zweiter Linie italienische Opernkunst." Das „Bolschoi" könne es sich nicht leisten, Repertoire-Theater zu machen, an allen Kelchen der Weltoper zu nippen. Nicht um Vollständigkeit ginge es, sondern um Vollendung, ums Maßstäbesetzen. Lasarew will mit der Berliner Staatsoper so nicht um Wagner- oder Weberinszenierungen wetteifern und mit den Dresdnern nicht um Mozart, „der klingt hier sowieso immer mit einem russischen Akzent. Nein, wir haben Schulden auf unserem ureigensten Gebiet." Er zieht Bilanz. Rimski-Korsakow ist ebenso nicht genügend im Repertoire vertreten wie Tschaikowski oder Prokofjew und Schostakowitsch. Von Rachmaninow, Rubinstein und Serow steht derzeit keine einzige Oper auf dem Spielplan.
Neue Impulse, Ideen, Pläne – Alexander Lasarew will, daß sie vor den Eichenpforten seines ehrwürdigen Hauses nicht haltmachen. Ein Arbeitsberg liegt vor ihm. Zur Ausübung seines Hobbys, des Fußballtretens, ist er schon lange nicht mehr gekommen. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so kompliziert sein wird", aber er lächelt dabei und kontrastiert so in seiner Unkonventionalität und Jugendlichkeit zuversichtlich mit dem Purpurplüsch seines Arbeitszimmers, daß man mit ihm – nein, Pferde müssen es nicht unbedingt sein – Billetts stehlen gehen möchte für die nächste Vorstellung des Bolschoi-Theaters.

Jürgen Geitner,
Lisa Klutschewskaja (Text)

Anfang vierzig ist der neue Chefdirigent der Moskauer Opernbühne (links und unten links).

Klangvolle Namen begründen ihren Ruhm. Jelena Obraszowa (unten) werden wir in Berlin erleben.

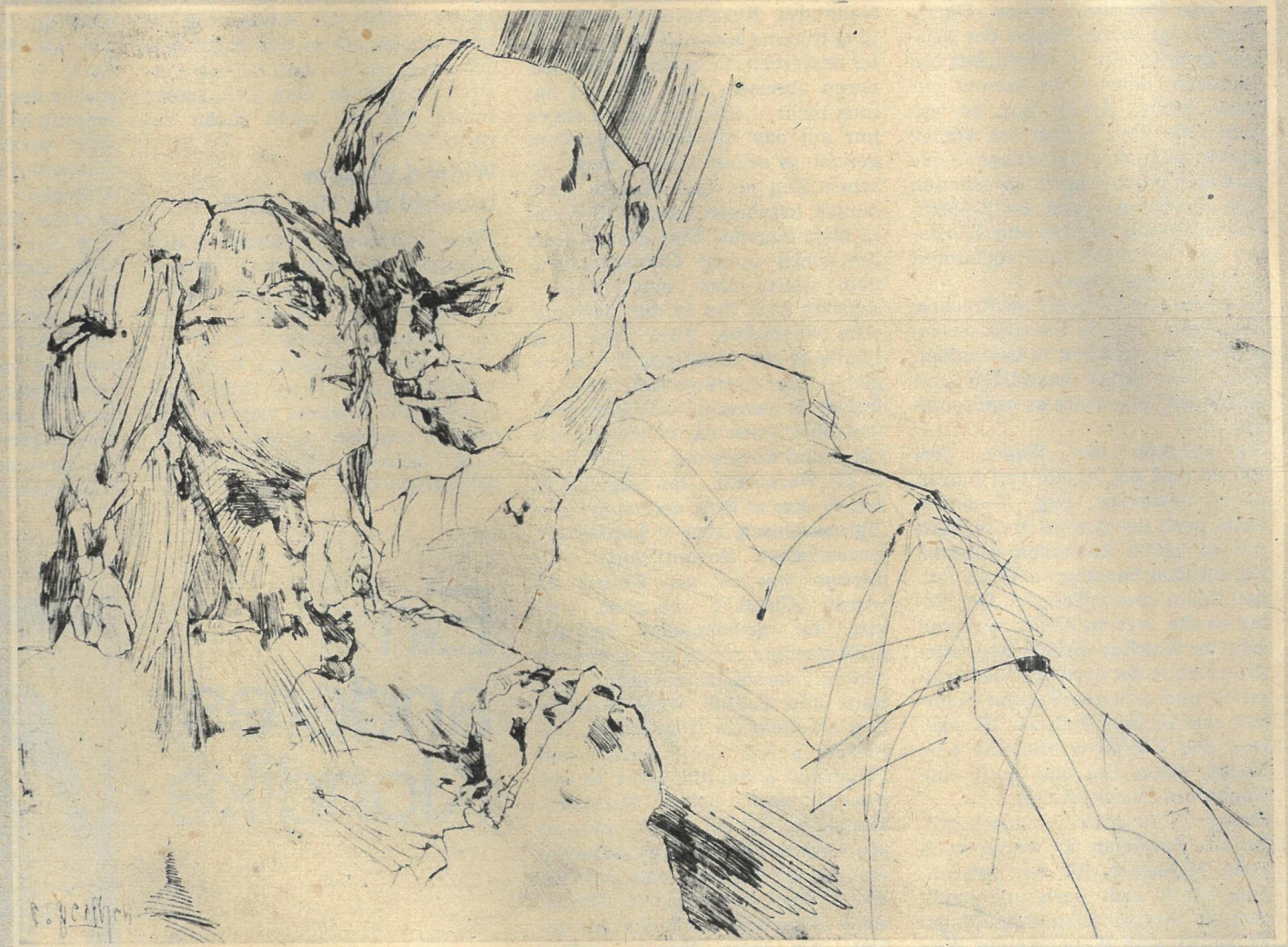
Gende-Rote, Simin (Fotos)

☆ Kunst

An die schmucklos weiße Wand ist eine alte Karte geheftet, Pirna und Umgebung. Die junge Frau, die in diesem Atelier arbeitet, nähert sich von anderem Ort der Gegend ihrer Herkunft. Lange vielleicht für nicht großartig genug gehalten, nun doch zur Landschaft für künstlerische Entdeckungen geworden. Sensible Zeichnungen der Grafikerin Christine Perthen zeugen davon. Betrachtern, die zwischen Großem, Farbigem, Spektakulärem das Stillere zu sehen vermögen, hat sie sich auf der IX. Kunstausstellung vor fünf Jahren bemerkbar gemacht, mit Bildern einer noch spröderen Gegend: Das Haus mit dem Atelier der Christine Perthen steht in Berlin, hier ist sie zu Hause seit dem Studium an der Kunsthochschule, der Arbeit als Modegestalterin in der Industrie, der Meisterschülerzeit bei Professor Klemke. Die „Märkischen Abendlandschaften" sind ihr vertraut geworden.

Doch die feinfühligsten Entdeckungen macht sie in der Landschaft des Menschen. „Mit der menschlichen Figur, dem menschlichen Antlitz kann man in der Kunst noch immer etwas machen. So verstehe ich Realismus, das hat mir niemand eingeredet." In ihren Zeichnungen, Radierungen, Aquatinten kann man lesen, ohne vergeblich nach komplizierten Schlüsseln zu suchen. Man muß sich nur mit der Sparsamkeit, Verhaltenheit, Flüchtigkeit ihrer Linien und Flächen einlassen. Eine ganze Welt findet Christine Perthen in den Möglichkeiten der Grafik, im Schwarz und Weiß und in all den Schattierungen dazwischen. Sie sollen ihr dienen, Sichtbares zu spiegeln, unter Oberflächen Verborgenes hervorzuholen oder einem Gedanken eine Gestalt zu geben, niemals aber, nur virtuose Kunstfertigkeit auszustellen.

„Kunst", sagt sie, „ist ja nicht nur subjektiv. Da stehen Leute vor einem Bild und sagen, das betrifft mich. Sie haben einen anderen Beruf, aber doch auch Phantasie, Glück, Kummer, Angst." Christine Perthen beherrscht ein Handwerk, mit dem sie auf ihre ganz eigene Weise ausdrücken, manchmal auch tiefer ausloten und klarer erkennbar machen kann, was auch andere sehen, denken, empfinden, erinnern.



Hommage à Eisenstein. Radierung, Aquatinta, 1987 (links)

Nachttraum. Tod und Reiter. Radierung, 1981 (links unten)

Tagtraum. Sehr früher Traum. Kaltnadel, Reservage, 1982/83 (rechts unten)

Zu Rilke. Radierung, 1986 (rechts)
Dieses Blatt gehört zur Edition des Staatlichen Kunsthandels für die X. Kunstausstellung, die im Oktober in Dresden eröffnet wird.

Landschaftserkundung

Zu ihren Erinnerungen gehört die Szene eines Films, die sich vielen ähnlich stark eingeprägt hat. Ein Kinderwagen rollt, von der Hand der Mutter losgelassen, schwankend und stuckernd eine breite Treppe hinab: Eisenstein, „Panzerkreuzer Potemkin". Christine Perthen hat dieses Filmbild zitiert, ihr Bild dazu gemacht, „Hommage à Eisenstein", für eine Grafikmappe des Künstlerverbandes zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution. Es wäre für sie nicht vollständig ohne ein zweites Blatt von gleicher Größe, doch nicht im beklemmend engen Hoch-, sondern im Querformat. Eine Frau, ein Mann, zwei Kinder, noch Zerstörung, schon Aussicht auf Zukunft. Zwei Bilder zu einem Datum, zum Davor und Danach.

Es ist eine ausgeprägte Eigenschaft Christine Perthens, an den Dingen die verschiedenen Seiten erkennen zu wollen. Eine Reihe von Radierungen, zunächst ohne besondere Absicht entstanden, aus bloßer Lust am Zeichnen und Fabulieren, war düster geraten. Eine Serie von Angstträumen, dachte sie, und dann: Aber das allein stimmt doch nicht, ich lebe nicht nur in Ängsten. Die lichten Radierungen eines frühen Traums, eines Stillebens, eines Atelierinterieurs setzte sie dagegen. So entstand die Grafikfolge „Tagträume – Nachtträume". Eine Radierung gehört dazu, die verbindet die dunklen mit den hellen Blättern, die schweren Nacht- mit den leichten Tagträumen: Ein janusköpfiges Doppelporträt, es heißt „Tag und Nacht". Der Tag trägt deutlich Züge eines Selbstbildnisses.

Constanze Treuber (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

Reproduktionen: Berliner Verlag

Fortsetzung von Seite 25

Beg Kushejew

Er war Hirt im Kolchos „Parlikschyl", das in der Steppe des Bejaner Bezirks liegt, im nördlichen Kasachstan. Sein Vater konnte nur ganz leichte Arbeit tun, er war lahm; die Beys hatten ihn wenige Jahre nach der Revolution – sie glaubten damals noch, sie könnten mit den Sowjets und der Kollektivierung fertig werden und überfielen alle Aktivisten und Agitatoren – halb totgeschlagen.

Es fehlte an Saatkorn im Kolchos; der Vater und er wurden ausgeschickt, um welches zu beschaffen. Der Vater sollte auswählen und einkaufen; Beg sollte es heimschaffen.

Sie nahmen zwei Wagen, drei Pferde und ein Kamel und fuhren nach Pawlodar. Beg Kushejew hatte noch nie eine so große Stadt mit so vielen Menschen gesehen. Sie suchten Saatkorn, aber sie fanden kaum eine Fuhre voll. Der Vater kaufte, was zu kaufen war und fuhr ins Kolchos zurück. Beg sollte sich noch in der nächsten Stadt umsehen und weiteres Saatgut besorgen. Die nächste Stadt war Slawgorod. Beg Kushejew brauchte eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht, um hinzukommen.

Slawgorod erschien ihm noch größer als Pawlodar. Es waren noch mehr Menschen auf den Straßen, man fühlte sich noch unbehaglicher, aber es gab Saatgut in Menge. Er kaufte eine Wagenladung Weizenkorn, ruhte nicht einmal aus und fuhr gleich zurück. Er war müde, aber er sang. In der zweiten Nacht hielten ihn sechs Reiter an, Kasachen in abgerissenen Chalaten (Kaftanen) und alten Fuchsfellmützen, aber auf sehr schönen Pferden. Sie hatten einen leeren Wagen mit.

„Wohin?"

„Nach Hause."

„Wo ist das?"

„Parlikschyl!"

„Das Kolchos?"

„Ja."

Sie warfen sich auf ihn. Zwei hielten ihn fest, die andern luden seine Säcke auf ihren Wagen und fuhren davon. Die zwei hielten ihn noch eine ganze Weile, dann schnitten sie die Zugleinen an seinem Karren durch, jagten die Pferde in die Steppe hinaus und ritten den andern nach:

„Wenn du nach Slawgorod zurückfährst und dort was sagst, zünden wir Parlikschyl an und schlagen dir den Schädel ein!"

Beg fing die Pferde ein, flickte die Zugleinen, fuhr nach Slawgorod zurück und erstattete Anzeige. Man borgte ihm ein paar Rubel, er machte Karren und Pferde zu Geld, kaufte nochmals Saatgut und schickte es bis Pawlodar. Den Leuten vom Kolchos schrieb er, sie sollten es sich dort abholen; er selbst werde erst zurückkommen, wenn er soviel verdient habe, wie Karren und Pferde wert seien.

Er suchte Arbeit, fand aber keine passende; hörte von der Werbestelle des Kusnezker Kombinats, ging hin und ließ sich als Erdarbeiter anwerben. Er sollte mit drei anderen abreisen, aber die drei kamen nicht – offenbar hatten sie es nur auf das Handgeld abgesehen gehabt; er selbst stieg in einen falschen Zug ein und landete nach langen Irrfahrten statt in Kusnezk in Magnitogorsk. Dort steckte man ihn zuerst in die Quarantänestation, dann, nach einer Woche, schickte man ihn in die Mechanische Werkstätte. Zwei Tage lang suchte er die Abteilung, der er zugeteilt war; er traute sich nicht, zu fragen, es waren zu viele Menschen und Maschinen da, es gab zu viel Lärm und Bewegung. Endlich fand er die Werkstätte. Der Brigadeführer, zu dem er kam, sprach nur wenig kasachisch, aber er kannte alle kasachischen Schimpfworte. Außerdem war er ein Säufer. Er wurde „Chansha" genannt, weil ihm der gewöhnliche Schnaps nicht genügte und er sich seinen eigenen, sechzigprozentigen, aus Sprit und Politur selbst mischte. Beg arbeitete als Handlanger. Die Arbeit gefiel ihm nicht, und „Chansha" gefiel ihm nicht, er war traurig und hatte Heimweh. Manchmal sah er den Leuten an den Drehbänken zu und wünschte sich, so geschickt zu sein wie sie, und so frech antworten zu dürfen, wenn „Chansha" zu krakeelen anfing. Als zwei Monate später „Chansha" auf Verlangen der Komsomolzelle entfernt wurde und die Brigade einen neuen Führer bekam, der nicht schimpfte und kein Säufer war, ging Beg zu ihm und fragte, ob ein Kasache auch an der Drehbank arbeiten dürfe. Der Brigadeführer lachte und sagte: ja, gerade die Kasachen sollten an der Drehbank arbeiten lernen, und wenn er Lust habe, könne er gleich morgen beginnen. Er wurde neben einen Dreher gestellt und mußte ihm zehn Tage lang bei der Arbeit zusehen, dann bekam er selbst ein Stück Stahl in die Hand und sollte versuchen, es anzubohren, aber er fürchtete sich vor den Funken, er dachte „Wenn du zu nahe herankommst, fängst du Feuer", und es verging fast eine Woche, bis er die Drehbank richtig anzufassen wagte. Den ersten Meißel, den er verfertigen sollte, verhaute er völlig, aber schon der zweite gelang, und von da ab bekam er seine eigene Drehbank; sie war schon alt, und man konnte nicht mehr viel an ihr verderben, aber es war eine richtige Drehbank, und Beg Kushejew fühlte sich stolz und glücklich, als man sie ihm zuwies.

„Sie war so etwas wie die Pferde oder Kamele zu Hause. Bisher war ich immer traurig geworden, wenn ich an Parlikschyl dachte. Ich dachte: ‚Wie kann man hier auf die Dauer leben, so ganz allein, ohne Tiere, ohne Rad und Hof?' Und auf einmal hatte ich kein Heimweh mehr und sah: es läßt sich auch auf andere Weise leben, und eine Weile später wußte ich schon: auf die neue Weise läßt es sich sogar besser leben, wenn man es nur versteht; und noch eine Zeit später wollte ich gar nicht mehr zurück..."

Wieviel Wasser braucht der Mensch?

„Vier Grundstoffe gehören zur metallurgischen Produktion", erklärte uns am Tag unserer Ankunft, als wir mit ihm am Fenster seines Arbeitszimmers standen und auf das Werk hinunterblickten, der Rote Direktor. „Erz, Koks, Kalk und Wasser. Die Erzbasis war von Anfang an gegeben; die Kalkbeschaffung konnte ohne besondere Schwierigkeiten organisiert werden; das Koksproblem lösten wir, indem wir Magnitogorsk und Kusnezk, das neue sibirische mit dem neuen Uralkombinat, die Kohle des Kusbass mit dem Erz der Magnetberge kombinierten; in den gleichen Waggons, in denen wir Erz nach Kusnezk schicken, kommt die Kusnezk-Kohle zu uns. Nur mit dem Wasser war das so eine Sache; ich glaube, es gibt kaum ein anderes Hüttenwerk, dessen Wasserversorgung soviel Kopfzerbrechen, soviel Mühe und soviel heroische Anstrengung gekostet hat (und zweifellos noch kosten wird). Die Schwierigkeiten schienen manchmal, besonders beim Bau des ersten Staudamms, unüberwindlich. Daß der Damm fertig wurde, vor dem festgesetzten Termin sogar, in hundertfünfundfünfzig statt hundertundachtzig Tagen, trotz Sandschlamm und Frost, kommt uns selbst heute noch, nachdem wir Zeugen so vieler anderer glanzvoller Leistungen geworden sind, kaum glaublich vor..."

Jetzt fahren wir hinaus nach Magnitnaja, um uns den Damm anzusehen. Unser Begleiter, ein Ingenieur der Planabteilung – auch er war als Woskresnik-Arbeiter mit dabei – erzählt uns unterwegs, warum das Problem der Wasserversorgung so schwer zu lösen ist:

„Wir werden einen ungeheuren Wasserverbrauch haben. Achtzig Millionen Kubikmeter jährlich wird das Werk schlucken, und das auch nur im ersten Bauabschnitt, wenn nicht mehr als zweieinhalb Millionen Tonnen Roheisen im Jahr produziert werden; Eisenbahn und Stadt haben einen Jahresbedarf von zwei Dutzend Millionen Kubikmetern; weitere dreißig Millionen Kubikmeter müssen für die Gemüsegärten, Milchfarmen, Getreidesowchose, Schlachthöfe, Zuckerfabriken, Elevatoren, Mühlen, Kühlanlagen, Konservenwerke und Leichtindustriekombinate, mit denen sich die Steppe rund um Magnitogorsk bedecken wird, bereitgestellt werden. Alle diese Mengen – vier Kubikmeter in der Sekunde – muß der Uralfluß, unser wichtigstes natürliches Wasserreservoir, liefern. Aber der Ural ist ein Gebirgs- und Steppenfluß; die Frühjahrsfluten fließen sehr schnell ab, die Zuflüsse versiegen während eines großen Teils des Jahres völlig oder bis auf geringe Reste. Nur im April und Mai kann der Fluß die notwendige Wassermenge liefern, in den übrigen Monaten bestenfalls die Hälfte, manchmal nur ein Viertel, ja auch nur ein Achtel. Wir müssen deshalb ein ganzes System von Staubecken anlegen, um für die wasserarmen Monate Reserven zu schaffen. Aber selbst wenn wir, im zweiten Bauabschnitt, in unseren Staubecken und Seen zwei Milliarden Kubikmeter Wasser haben werden, müssen wir mit jedem Tropfen geizen..."

Dieser Fluß? Ja, das sei schon der Ural. Ob wir, um einmal über ande-

Ein anderes Klondike

res als Kubikmeter zu sprechen, etwas von seiner Geschichte hören wollten? Er sei nämlich ein Fluß, der in allen Geschichtsbüchern des alten und auch des neuen Rußland vorkomme. Das sagenhafte Volk der Tschuden habe an seinen Ufern gesessen und das erste Eisen in den ersten Schmelzöfen hergestellt; die wildesten Kosakenhorden des Zaren seien hier, am Jaik, wie der Ural früher hieß, „in Freiheit dressiert" worden: „für die Aufrechterhaltung der Unfreiheit"; in den Steppen, die der Ural durchfließt, habe Jemeljan Pugatschow die aufrührerischen Bauern gesammelt, mit denen er einen Augenblick lang den Thron der zweiten Katharina ins Wanken brachte; von hier aus sei nach der Oktoberrevolution der Bandenführer Dutow gegen die Sowjets marschiert: hier habe aber auch der verzweifelte Marsch des von der Roten Armee abgeschnittenen Korps Blücher begonnen: durch das von Koltschak besetzte Gebiet nach Kungura, wo die rote Hauptmacht stand. Große Kapitel einer großen Historie!

„Aber größer als die anderen ist das letzte, der Dammbau!" sagt der Dammwärter, der sich uns zugesellt hat...

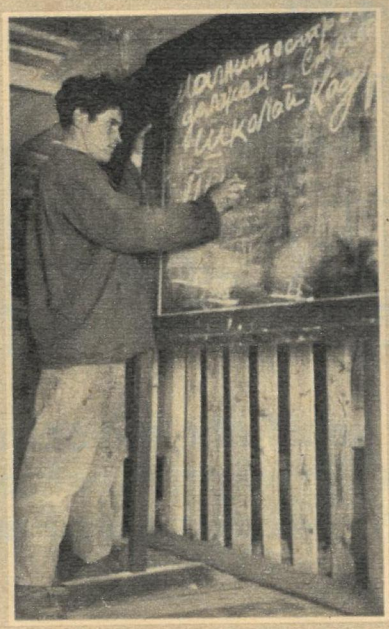
„Sie wissen, wie es beim Bau zuging? Nein, Sie können es nicht wissen! Sie waren ja nicht dabei. Aber ich war dabei, vom ersten bis zum letzten Tag!"

Und dann müssen wir uns wieder einmal die Geschichte vom Bau des Magnitnaja-Staudamms erzählen lassen:

Wie der Sandschlamm alle Anstrengungen der Erdarbeiter zunichte machte, alle Pumpen verstopfte, alle Pfeilerschächte, kaum daß sie ausgehoben waren, aufs neue füllte: „Man konnte ihm nicht beikommen, er floß von der Schaufel wie Suppe!" In Wasser und Schlamm versanken die Menschen, die Voranschläge, die Planziffern. Bis der Leiter des Erdarbeiterartels Solowjow auf den Gedanken kam, das Flußbett durch Sandsackmauern in lauter Zellen zu teilen, jede dieser Zellen einzeln leerzupumpen, gleich auszuschachten und die Schächte mit Beton zu „plombieren".

Dann kam der Frost und machte das Betonmischen zur Qual und die Arbeit im Wasser zur Hölle, trotzdem wurde die verlorene Zeit eingeholt und das Fundament noch vor dem festgesetzten Termin fertiggemacht.

„Wir arbeiteten bis zum Umfallen. Wir wußten nicht, ob es Tag oder Nacht war. Man steckte in einem Schmelzofen: entweder wurde man zu flüssigem Eisen, oder man verbrannte. Jeder Mann auf dem Bau wußte genau, wieviel Beton, wieviel Stein und wieviel Stahl schon verarbeitet war und noch verarbeitet werden mußte. Die Ingenieure hatten ihre Feldbetten im Baubüro. Mein Sohn, er arbeitete als Meister an der Betonkanone, schlief sechs Tage hintereinander in Stiefeln und Kleidern im Materialschuppen. Man mußte ihn durch Belegschaftsbeschluß zwingen, nach Hause zu gehen, zu baden und sich auszuschlafen...



Viktor Kolnikow, ein Erbauer des Metallurgieriesen Magnitogorsk – 1930 von Max Alpert, dem Pionier der sowjetischen Reportagefotografie, mit der Kamera beobachtet.

Der eiserne Strom

Seit drei Tagen wartet Magnitogorsk auf das erste Roheisen der „Komsomolka", des von Komsomolzen erbauten und bedienten Hochofens Nummer II...

Vorgestern hat man zum letztenmal den ganzen Mechanismus geprüft; gestern wurde die erste Beschickung vorgenommen; heute wird der erste Anstich sein.

Zehntausende, die Freischicht haben, sind gekommen, um dem Anstich beizuwohnen. Sie füllen das ganze Gelände des Hochofenwerks, warten auf den Augenblick, da der erste flammende Strahl in den Muldenwagen schießen wird, der unterhalb der Ofenplattform schon bereitsteht.

Oben auf der Plattform wartet man auch. Dichtgedrängt stehen hier die Delegationen der Bau- und Betriebsbelegschaften, die Stoßbrigadler, die den Ofen gebaut haben, die Mitglieder des Komsomolkomitees, der Betriebsleitung, des Gewerkschaftsrats, Abgesandte aus Swerdlowsk und Moskau, Berichterstatter, Parteifunktionäre, Vertreter der Kolchosbauern aus der Steppe, Ingenieure, Techniker, ausländische Spezialisten...

Der diensthabende Ingenieur ist an den Hochofen herangetreten und blickt durch ein dunkles Glas in das Guckloch. Dann sieht er auf die Uhr. Der Ofenmeister macht eine fragende Geste zu ihm hinüber, aber der Ingenieur winkt ab: noch nicht!...

Über die schräge Förderbahn klettern die Kübel mit Erz, Kalk und Koks von den Bunkern zur „Ofengicht" hinauf, machen vor dem Fülltrichter halt, kippen ihren Inhalt in den Verteiler, der die „Beschickungsmasse" mischt und in den Ofenschlund hinunterbefördert.

Das Wasser rauscht. Die Heißluft zischt und pfeift. Die Förderkübel rollen und poltern. Durch all diese Geräusche aber schwingt das tiefe, klingende Brummen des Ofens, in dessen Bauch das erste schmelzende Erz rumort.

Die Arbeiter der Anstich-Schicht stehen um das verklebte Gußloch herum. Alles ist vorbereitet: Die Sanddämme, zwischen denen der Eisenstrom zum Rand der Plattform fließen wird, sind geprüft; die langen Eisenstangen, mit denen man den ersten Anstich ausführen wird (später wird das die „Müllen-Bohrmaschine" besorgen, die eben erst auf dem Bahnhof angekommen ist), liegen griffbereit da; in hohem Stapel sind die Asbestplatten aufgeschichtet, mit denen man den glühenden Bach überbrücken wird, um die Kübel mit feuerfestem Lehm zur „Brosiuskanone" tragen zu können, die nach dem Guß das Gußloch wieder schließt.

Ein Komsomolze mit dem Stoßbrigadlerabzeichen zeigt seinem Mädchen den Ofenring, an dem er die Nieten geklopft hat; sein Nebenmann, ein Betonarbeiter, kann auf seine Arbeit nicht mit dem Finger weisen, aber dafür beschreibt er den Platz ganz genau: „Dort links unten, wo der zweite Cowper steht, hundertundelf Prozent des Tagespensums haben wir in der schlechtesten Zeit geschafft, nie weniger!"

Der diensthabende Ingenieur hebt den Arm. Durch die Menge der Wartenden geht eine Bewegung. Der erste Stoß donnert gegen den Tonpfropfen des Gußloches.

Schon?

Nein, noch nicht. Größere Stangen werden herangeschleppt; lauter donnern die Stöße gegen die hartnäckigen Pfropfen. „Eins-zwei: los! Eins-zwei: los!"

Die Männer an den Stangen schwitzen...

Der Menge bemächtigt sich eine leichte Unruhe. Sie rückt näher an den Ofen heran.

„Geht es nicht?"

„Was ist geschehen?"

„Los, packt mit an!"

Zwei, vier, zehn, zwanzig Männer werfen ihre Jacken ab, laufen zu den Arbeitern an den Stangen, fassen mit an:

„Eins-zwei: los!"

Fast die ganze Betriebsleitung ist unter den Helfern, auch Fadejew, der Sekretär des Komsomol. Alle haben sie schon rußige Hände, rote Gesichter; allen rinnt der Schweiß über Nacken und Stirn.

„Achtung! Zurück!"

Rasselnd fliegen die Stangen zur Seite. Eilig ziehen sich die Menschen zurück. Ein kurzes, fauchendes Zischen wie von hundert Dampf ablassenden Lokomotiven, dann sprüht ein Stück flammender Sonne aus dem Gußloch; faustgroße Funken wirbeln durch die Luft; in feuriger Kaskade springt der erste Roheisenbach aus dem Ofen in die Gußrinne.

„Urrah!"

Draußen auf dem Werksgelände, wiederholt sich das „Urrah!" noch zweimal, auf der Plattform jedoch bricht schon das erste jäh ab. Der Feuerbach hat den rechten Sanddamm an zwei Stellen durchbrochen: zwei Hydren, jede mit zehn züngelnden Köpfen, kommen aus den Breschen hervorgekrochen.

Für einen Augenblick erstarren alle Menschen hier oben auf der Plattform. Dann gehen sie – von einer einheitlichen, großen Bewegung wie von einer Woge getragen – auf den entfesselten Eisenstrom los. Hier hat einer eine Schaufel erwischt, dort einer eine Asbestplatte, dort ein Dritter ein Stück Blech; alle werfen Sand auf die flüssige Glut: mit Werkzeugen, mit Latten, mit den bloßen Händen.

Drei Minuten später sind die Breschen geschlossen. Sprudelnd und flammenüberzüngelt, aber gebändigt, fließt der eiserne Bach in den Muldenwagen. Um ihn, um das erste Metall aus „ihrem" Hochofen, tanzen die Komsomolzen und Komsomolzinnen der ersten Nieterstoßbrigade einen wilden Tanz. Der Diskant der Mädchenstimmen übertönt von Zeit zu Zeit das Getöse des Gusses:

„Nas pobit, pobit choteli,
No my ne sdawalis im..."
„Sie wollten uns schlagen, schlagen,
Wir aber ergaben uns nicht..."

Gekürzt entnommen dem Reportageband:
Zukunft im Rohbau, Dietz-Verlag Berlin

Fotos: Max Alpert (4), TASS (3), W. Parfenow (1), Archiv (2)

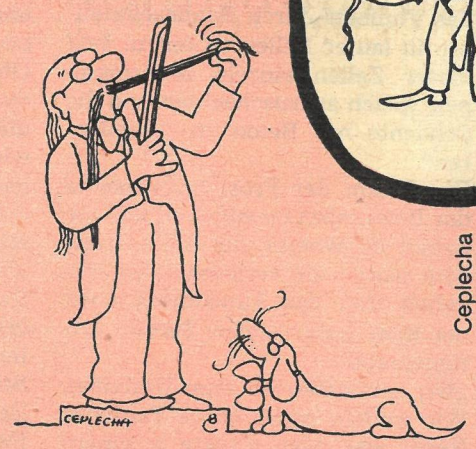
Keinen Reimer wird man finden,
der sich nicht den besten hielte,
keinen Fiedler, der nicht lieber
eigne Melodien spielte.

Goethe

Astafjew, Moskau

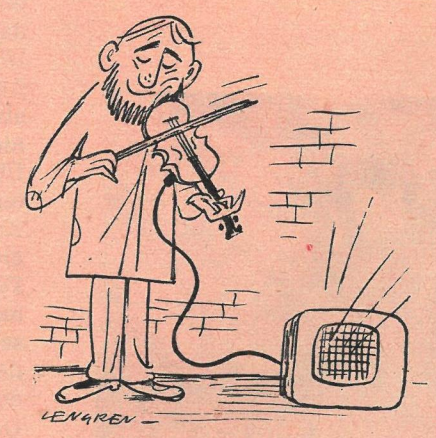
Wer aus Liebe kratzt, streichelt.

Der edle Tango ist eine

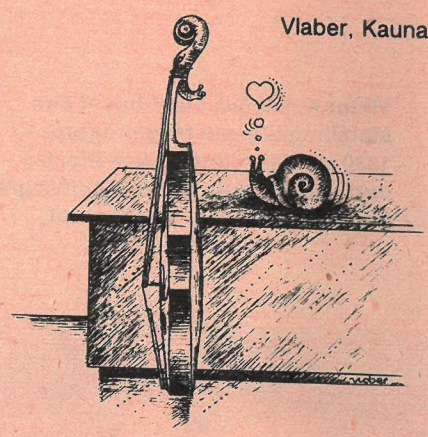


Ceplecha

Radev, Sofia



Lengren, Warschau



Vlaber, Kaunas

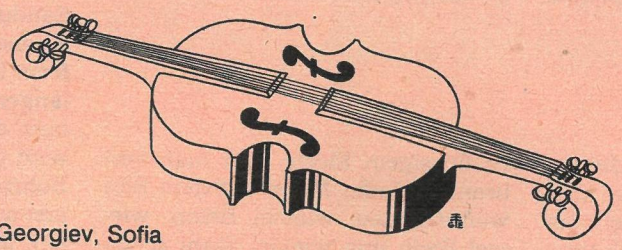
Bis jetzt habe ich es nicht geschafft, mit dem Walzer fertigzuwerden, während ich den Foxtrott in echtester Negerart mit großem Erfolg sogar in — Harlem aufs Parkett gelegt habe!

Sergej Eisenstein

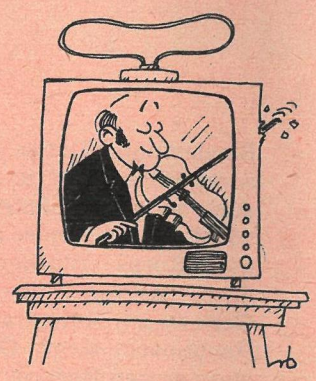
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Die Töne sind doch der Irisbogen, der den Himmel mit dem Irdischen verbindet. Hans Christian Andersen

Ceplecha, Prag

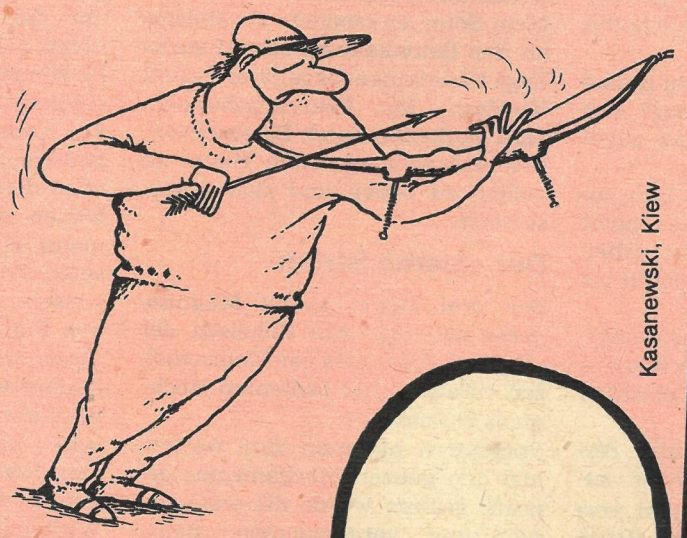


Georgiev, Sofia

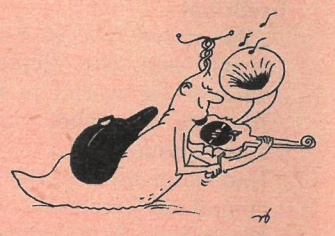


Burgstett

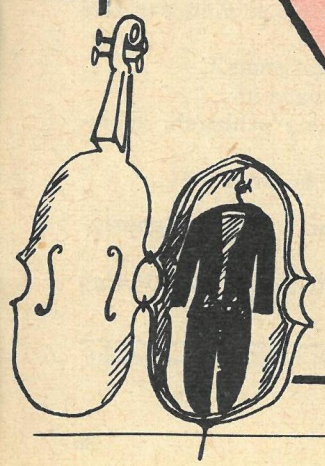
Steger



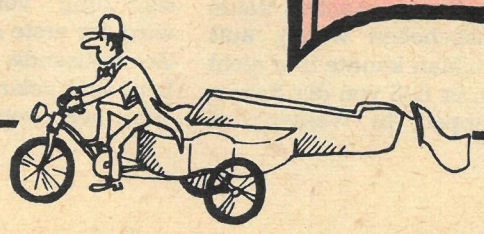
Kasanewski, Kiew



Der Mit-Musik-geht-alles-besser-Schneck von Burgstett



Musikanten — das sind keine Musikanten,



das sind

Platonisierung der Sexualität durch schöne rhythmische Bewegung. Peter Altenberg

Viola, Baß und Geigen,
die müssen alle schweigen
Vor dem Trompetenschall.

Schmidt von Lübeck

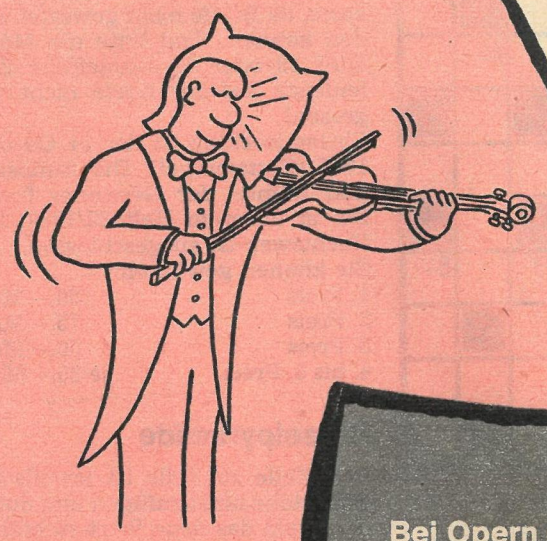
2 Wochenspruch

Wo das Strenge mit dem Zarten,
wo Starkes sich und Mildes paarten.
da gibt es einen guten Klang.

Schiller

Dank ist der beste Klang.

Sprichwort

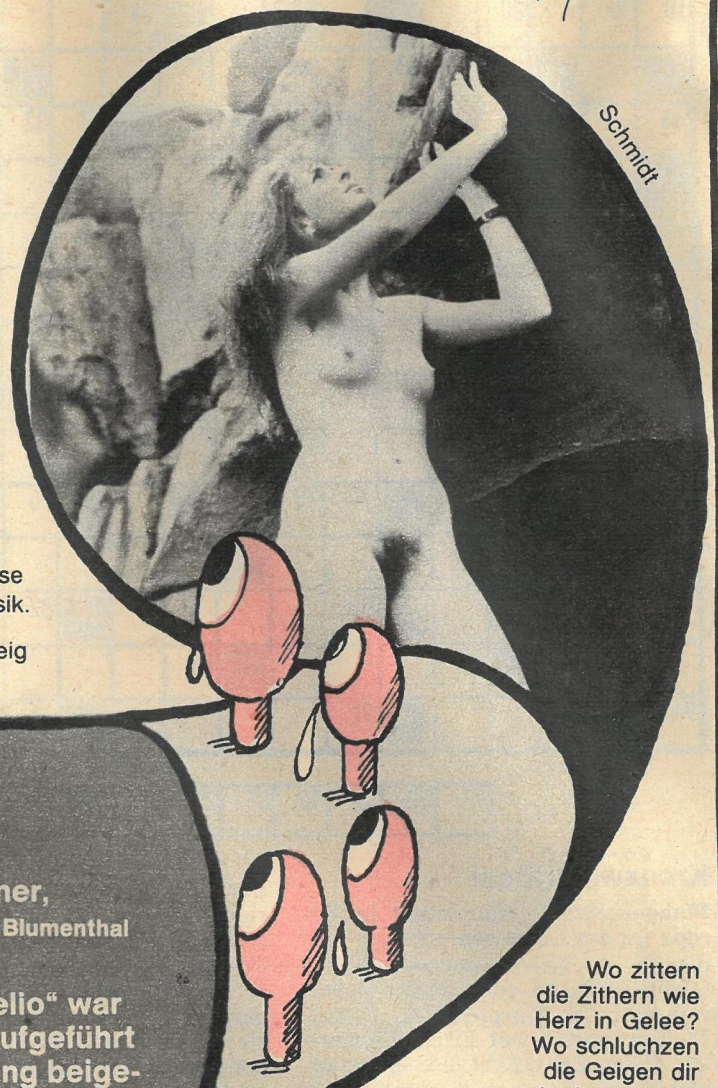


Dmitriew, Moskau

Wer gern tanzt,
dem ist
leicht aufzuspielen.
Sprichwort

Auch die Pause
gehört zur Musik.

Stefan Zweig



Schmidt

**Bei Opern macht oft gleichen Kummer
Das Tonwerk wie das Textgedicht:
Die Dichtung reizt die Lust zum Schlummer,
doch die Musik erlaubt ihn nicht.** Oscar Blumenthal

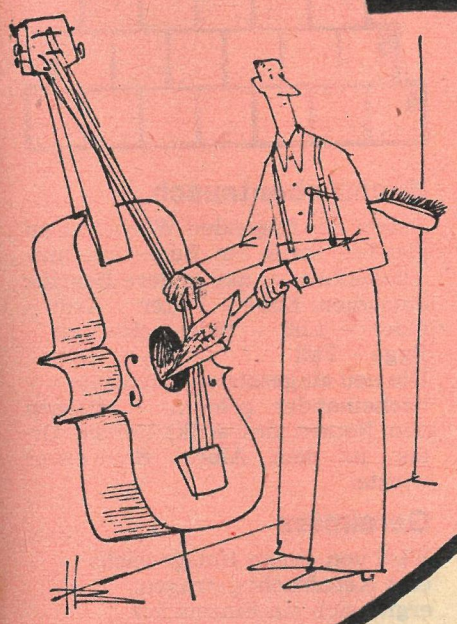
**Schon einige Jahre vor Beethovens „Fidelio" war eine Oper des gleichen Stoffes in Wien aufgeführt worden. Beethoven, der der Erstaufführung beigewohnt hatte, wurde gefragt, wie ihm die Oper gefalle.
„So gut, daß ich sie komponieren werde!"**

Schauervolles wird erreicht,
wenn der
Mensch die Geige streicht.

Heinrich Seidel

Wo zittern
die Zithern wie
Herz in Gelee?
Wo schluchzen
die Geigen dir
in den Kaffee?
In Wien, in Wien, in Wien!

Friedrich Hollaender



Büttner

G. Kasowski

Kombinationen

Ich bin zu Hause und blase Trompete. Plötzlich läutet es. Ich öffne. An der Schwelle steht Valentin Swetly – wie er auf den Plakaten heißt. Im Leben ist er einfach Valka. Ein Conférencier. Jung, doch berechtigt er zu schönen Hoffnungen. Ich schaue ihn an, er sieht ganz verstört aus, bleich, und die Lippen zittern. Ich beruhige ihn:

„Reg dich nicht auf... Komm rein. Bei mir wird dir niemand was tun."

Er beruhigt sich aber nicht: „Ich muß mich aufregen. Ich kann nicht ruhig bleiben. Du bist ein Musiker. Du spielst Trompete. Das ist wunderbar. Du erhältst Gage für deine Kunst. Aber wofür bezahlt man mich?"

„Dafür, daß du die Nummern bekanntgibst, Reprisen vorträgst, amüsant plauderst..."

„Machst du Witze?"

„Ich mache Witze."

„Das solltest du nicht tun. Ich muß Witze machen. Du mußt Trompete spielen. Jeder muß seine Arbeit tun. Und was ergibt sich daraus?"

„Was soll sich denn daraus ergeben?"

„Eben das... Ein Varieté-Programm."

„Und warum bist du so erregt?"

„Laß dir erzählen, was gestern passiert ist. Ich prüfe vor der Vorstellung die Programmfolge, da höre ich hinter mir auf der Bühne: ‚Werden Sie gleich irgend etwas sprechen?' ‚Natürlich', antworte ich, ‚den einleitenden Monolog.'

‚Das ist nicht nötig.'

‚Weshalb.'

‚Ich vergaß es Ihnen zu sagen. Ich habe eine kombinierte Nummer und werde selbst sprechen.'

‚Und wer spielt auf dem Violoncello? Das ist doch Ihre Nummer.'

‚Das Violoncello hat in meinem Auftritt nur eine rein illustrative Funktion.'

Nun, die Bitte eines Artisten ist für den Conférencier Gesetz. Ich halte nicht den einleitenden Monolog. Ich begrüße nur das Publikum und sage den Artisten an. Er setzt sich auf den Stuhl und sagt:

‚Sehen Sie, hier vor Ihnen steht ein Cello. Es ist aus Holz geschnitzt. Und da sehen Sie den Bogen. Er ist auch aus Holz. Mit anderen Worten – sowohl das eine als auch das andere – ist Holz...'

Ich stehe in der Kulisse. Mit Gänsehaut. Die Vorstellung ist verpfuscht! Nur ein Wunder kann sie noch retten! Ich habe dieses Wunder im Repertoire. Gleich werde ich es zum besten geben... Da berührt mich jemand an der Schulter. Ich drehe mich um. Der Jongleur:

‚Bin ich gleich dran?'

‚Ja, Sie sind der Nächste.'

‚Aber sagen Sie bitte vor meinem Auftritt nichts.'

‚Und weshalb nicht?'

‚Ja, wollen wir denn hier eine Schwatzbude einrichten? Der Cellist hat gesprochen, Sie sprechen, ich werde sprechen...'

‚Was denn? Sie werden auch sprechen?'

‚Warum nicht? Ich habe doch einen kombinierten Auftritt!'"

Valka zieht an einer Zigarette. Tränen fließen über seine Wangen.

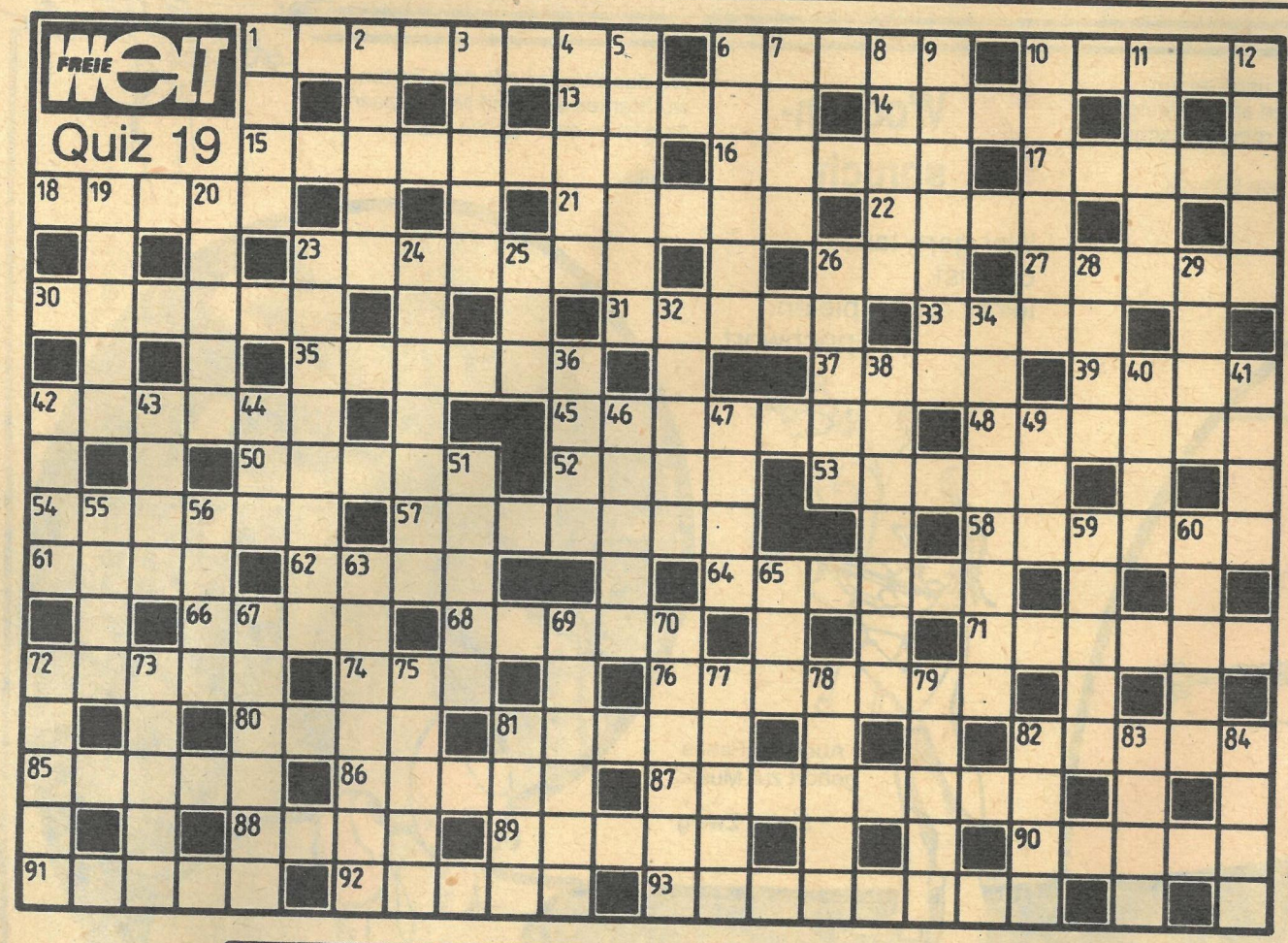
„Das ist schwer... Ich verstehe dich...", sage ich.

„Wie wär's, wenn du als Conférencier vor meinem Auftritt Trompete spieltest?"

Deutsch von F. Pietzonka

Den schwermütigen Schrei seiner aufgewühlten Seele verwandelt der Mensch kunstvoll in Musik. Maxim Gorki

Tonkünstler Karl Valentin Die Musik ist lieblich zu hören und hat wirklich Gewalt aufs Herz. Matthias Claudius



73	88	35	92	55	25	3		37	17	56	60	18	69	45	39								

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt in Europa (in der Landessprache), 6. polnische Musikwissenschaftlerin (1908–1980), 10. europäische Volksrepublik, 13. Karpfenfisch, Döbel, 14. Titelgestalt bei Erich Kästner, 15. Ende, Schlußakt, 16. erste gesamtrussische marxistische Kampfzeitung, 17. Stadt in Polen an der Oder, 18. deutscher Komponist (1900–1950), u. a. „Dreigroschenoper", 21. Wohlwollen; Nachsicht, 22. islamischer Staat, 23. Gewässer in Nordamerika, 26. Raumschiff bei Stanislaw Lem, 27. Atmungsorgan der Wassertiere, 30. weltberühmter polnischer Komponist und Pianist (1810–1849), 31. Kletterorgan mancher Pflanzen, 33. Nebenfluß der Donau, 35. ausgerotteter flugunfähiger Vogel der Maskarenen, 37. Gemüse- und Futterpflanze, 39. Längeneinheit in Großbritannien und den USA, 42. Schaf einer spanischen Rasse, 45. Verzeichnis von Büchern, Bildern, Waren u. a., 48. Wagnis, Verlustgefahr, 50. Aufsehen, Skandal, 52. Meerrettich (österr.), 53. Stadt in der ČSSR, 54. Biberratte, Sumpfbiber, 57. polnischer Dirigent (geb. 1914), Leiter der Nationalphilharmonie Warschau, 58. girlandenartiges Blumen-, Schmuckgewinde, 61. Futterpflanze, 62. Tau, Seil (seem.), 64. böser Geist (deut. Sage), 66. Ratgebersendung des Fernsehens, 68. Gans (zool.), 71. Verwaltungseinheit in der Sowjetunion, 72. einjähriges Fohlen, 74. sibirischer Küstenfluß, 76. Warenkennzeichnung, Preiszettel, 80. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 81. logisches Denkvermögen, 82. Weite, 85. engl.: Kraft, 86. Wildschaf, 87. polnischer revolutionärer Schriftsteller (1809–1849), u. a. „Kordian", 88. Fluß in Bulgarien, 89. drawidische Sprache im Süden Indiens und Norden Sri Lankas, 90. polnische Zeichentrickfilmfigur, 91. im Sport Gewichts-, Entfernungs- oder Zeitgrenze, 92. tierische Milchdrüse, 93. Folgsamkeit, Fügsamkeit.

Senkrecht: 1. Mündungsarm des Rheins, 2. Bartabnahme, 3. deutscher Zeichner und Grafiker (1858–1929), 4. Teil des Gesichts, 5. polnischer Architekt (1756–1841), 6. Krankheit, 7. Flüßchen im Harz, 8. Gruppe gleichartiger Dinge, 9. krautige Pflanze, Fuchsschwanz, 10. Fluß in Polen, 11. Staatsbürger eines Landes in Südostasien, 12. inneres Organ, 19. Schuppenkriechtier, 20. Schlagersänger und Moderator (Künstlername), 23. innerste Schicht der Fruchtwand (Botanik), 24. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 25. Satz, 26. Aufforderung, 28. Schreitvogel, 29. Schlagersänger, Komponist und Moderator (Künstlername), 32. größtes sowjetisches Pionierlager (Krim), 34. Luftverkehrsunternehmen der UdSSR, 36. Kurzwort für das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, 38. Losungswort der Französischen Revolution von 1789, 40. Metallbolzen (veraltet), 41. Spott, 42. polnischer Filmregisseur (1921–1961), u. a. „Der Mann auf den Schienen", 43. Zweig, Gerte, 44. persische Rohrflöte, 46. Kastenschiff des Noah, 47. Gewürz- und Arzneipflanze, 49. Nordwesteuropäer, 51. Edelstein, 55. Lanzenreiter, 56. Hufkrankheit, 59. Wortteil, 60. Chef eines dänischen Filmgaunertrios, 63. volkstümliche künstlerische Veranstaltung mit gemischtem Programm, 65. armenische Ruinenstätte (Türkei), 67. Berg im Osten der Türkei, 69. allein durch ihren Zahlenwert bestimmte mathematische oder physikalische Größe, 70. dünnes Zweigholz, 72. männliches Haustier, 73. polnischer Lyriker (1894–1953), 75. Stadt in der Schweiz, 77. Haarschopf, 78. früherer Name von Kaunas, 79. Metall- oder Holzstift für Schuhe, 81. Teilzahlungsbetrag, 82. fotografisches Aufnahmematerial, 83. Gebirge in Bulgarien, 84. Fußballregel (Kurz.).

Die polnische Literatur ist sehr vielgestaltig und wurde immer von den jeweiligen konkret historischen Bedingungen im Land geprägt. So gab es beispielsweise nach der Befreiung vom Faschismus die „Abrechnungsliteratur", die bis zum Beginn der fünfziger Jahre vorherrschte.

Auch der von uns heute mit unserem Quiz gesuchte polnische Schriftsteller und Publizist (1922–1951) gehörte zu den Vertretern dieser Richtung. Seine Werke sind bestimmt vom Aufarbeiten des Erlebens der faschistischen Barbarei.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in das Zahlenband – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 19 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

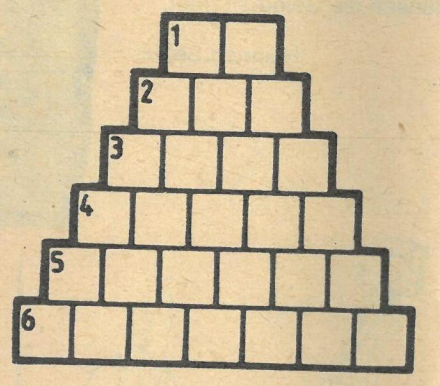
Einsendeschluß ist der 14. Oktober 1987 (Poststempel). Die Auflösung und Namen der Gewinner finden Sie in unserem Heft 23/1987. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden: 1. veraltete Anrede, 2. Wendekommando auf Segelschiffen, 3. Name eines nordamerikanischen Sees, 4. Spielleitung, 5. Fettrückstand beim Ausbraten, 6. erhobenes Gebiet der Erdoberfläche.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen: Ebbe – Folter – Azur – Oder – List – Eule – Rachen – Egge – Fall

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen des afrikanischen Ortes, in dem Albert Schweitzer wirkte.

Gereimtes

Wird von einem Holzgewächs
eine Kernfrucht getragen,
ergibt sich ein Einzelstück
im Garten oder in Obstplantagen.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

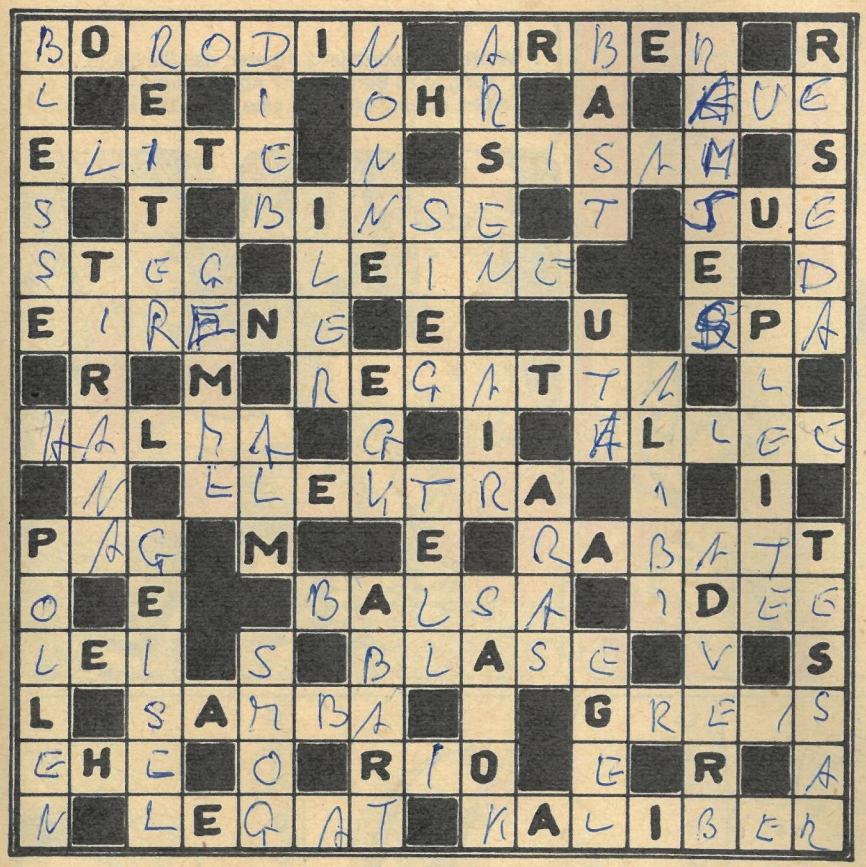
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Sonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabilnski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



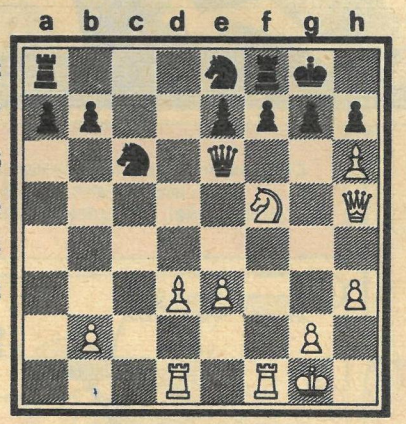
Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Variante, 2. Umstandswort (Gramm.), 3. Aussehen, Miene, 4. Abwesenheitsnachweis, 5. von Bäumen eingefaßte Straße, 6. Bergweide, 7. Nebenfluß der Kura, 8. Berg im Böhmerwald, 9. chemisches Element, Halbmetall, 10. Stadt im Erzgebirge, 11. südamerikanisches Leichtholz, 12. Flechtmaterial, 13. einkeimblättrige Pflanzengattung, 14. Hohlorgan, 15. Tier mit weißem Stirnfleck, 16. russischer Komponist (1833–1887), 17. unredlicher Mensch, 18. Saugwurm, 19. Komponist (gest. 1983), u. a. „Die Zaubergeige", 20. Lebensbund, 21. Friedensgöttin (griech. Mythol.), 22. Tochter des Agamemnon (griech. Sage), 23. Auswahl, 24. Bürgschaftsgefangener, 25. Edelstein mit vertieft oder erhaben geschnittenem Bild, 26. alter Mensch, 27. Brettspiel, 28. Gedankenblitz, 29. Schabeisen der Kammacher, 30. Innendurchmesser vom Rohr der Feuerwaffen, 31. Vermächtnis, 32. Schiefer, Fels, 33. Führungsschnur, Strick, 34. Forstschädling, 35. Sinnesorgan, 36. jugoslawische Insel, 37. Bankrott, Mißerfolg, 38. Blütenstaub, 39. Preisnachlaß, 40. Name altägyptischer Könige, 41. Bootswettfahrt, 42. Sportler zu Pferd, 43. wohlriechende Zierpflanze, 44. Kurzwort für eine südamerikanische Hafenstadt, 45. aus einem südamerikanischen Volkstanz hervorgegangener Gesellschaftstanz, 46. polnische Stadt am San, 47. Ölpflanze, 48. Wettkampfbeginn, 49. industrielle Luftverunreinigung, 50. belgischer Badeort, 51. Teil mancher Saiteninstrumente, 52. französischer Schriftsteller (1804–1857), 53. Schweizer Nationalheld, 54. lichtstarkes Fotoobjektiv, 55. Hauptstadt Albaniens, 56. Frauenname.

Schach

Zeitnot-(Kurz-)schluß

Ein neues, das vierte WM-Duell Kasparow–Karpow steht bevor. In Sevilla. Es verspricht, wie im Vorjahr in London und Leningrad, äußerst spannend zu werden. Daran erinnert die Diagrammstellung, die den Kulminationspunkt der erregenden, durch Zeitüberschreitung Karpows entschiedenen 8. Partie des Revanchematches zeigt. Garri Kasparow (Weiß) zog zuletzt 19. Df3-h5! Es drohte 20. L:g7 S:g7 21. S:e7+ D:e7 22. D:h7 Matt. Weiter geschah: **g6 20. Dg4 Se5 21. Dg3 Lf6 22. Lb5 Sg7 23. L:g7 L:g7 24. Td6 Db3! 25. S:g7 D:b5 26. Sf5 Tad8 27. Tf6 Td2 28. Dg5 D:b2 29. Kh1! Kh8?** (29.... Td7 kam in Betracht, meinte Großmeister Juri Awerbach „vor Ort" im Park Lane Hotel und schätzte die Stellung vor dem Textzug zugunsten des Exweltmeisters ein. „Doch steht einem in Zeitnot nicht der Sinn nach strategischen Plänen...") **30. Sd4! T:d4 31. D:e5 1:0.** Dazu der „Vize" des UdSSR-Schachverbandes: „Objektiv gesehen (ohne Zeitdruck), hätte Schwarz nach den stärksten Erwiderungen 31. ... Td2 32. De7 T2d8 33. T:f7 T:f7 34. T:f7 Kg8 35. T:h7 Tf8 36. Th6 Dg7 37. De6+ Df7 38. T:g6+ Kh7 39. Th6+ Kg7 40. Dd6 Td8! zwar weniger Bauern, aber gute Remisaussichten. Im Pressezentrum stimmten die einen zu, die anderen meinten, die Partie sei nicht zu retten..."



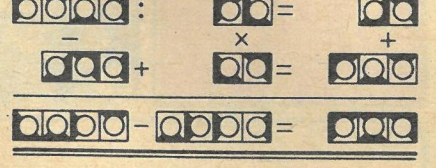
Füllrätsel

Waagerecht sind achtbuchstabige Wörter nachfolgender Bedeutung einzutragen. Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben – von oben nach unten gelesen – den Namen des Führers eines Bauernaufstandes am Beginn des 17. Jahrhunderts in Zentral- und Südrußland.
1. befestigte Landstraße, 2. Sammelbezeichnung für die jagdbaren Säugetiere, 3. die Bewohner südamerikanischer Steppen, 4. geringe Lichtdurchlässigkeit (Fachspr.), 5. Gedenktafel, -münze, 6. Hafenstadt in der Litauischen SSR, 7. zentrale Forschungs- und Bildungsstätte.

1		A					
2		A					
3		A					
4		A					
5		A					
6		A					
7		A					

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vorsetzrätsel

Den folgenden Wörtern ist jeweils so ein Buchstabe voranzustellen, daß neue Wörter entstehen. Die vorgesetzten Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – ein Instrument:
Arom – Hein – Rakel – Angel – Rost – Ster – Anker – Last.

Auflösungen aus Heft 19/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Asservat (23), Hader (56), Gina (13), Unita (64), Makramee (43), Niete (60), Elea (4), Unrat (36), Tempo (72), Mars (78), Belt (63), Brei (32), Elle (70), Unze (46), Mensa (73), Ios (52), Uri (29), Regenbogen (5), Millimeter (20), Ero (39), Ida (8), Ziege (76), Sand (31), Tula (17), Erie (71), SERO (57), Aden (47), Mutti (25), Anode (61), Ural (21), Titan (67), Beresina (35), Adept (42), Isel (11), Riesa (53), Regiment (65).

Senkrecht: Amme (6), Sake (30), Ria (59), Agens (26), Tier (48), Hantel (12), Duett (68), Ente (37), Riemen (40), Marone (19), Alor (1), Ramie (24), Murks (51), Ablage (77), Lein (44), Baum (14), Emil (54), Uso (22), Zier (62), Neid (27), Are (9), Oboe (69), Riga (2), Etalon (16), Erz (33), Geer (66), Note (50), Lid (10), Mate (55), Inder (38), Genus (49), Sampan (18), Natter (58), Urania (7), Iran (41), Sitte (74), Adele (45), Tipi (28), Ober (3), Rice (75), Laut (34), Eni (15).

Vorsetzrätsel: (M)eile – (A)ster – (R)ade – (X)isa (chines. Stadt) – (E)karte – (N)orden – (G)abel – (E)last – (L)auge – (S)kater – (F)laute – (O)karina – (R)einer – (U)rahne – (M)aser – Marx Engels Forum.

Wörterband. Von außen nach innen: Resonanz – Opiat – Lamelle – Gerade – Lama – Karate – Dame – Taxe – Leder.
Von innen nach außen: Rede – Lex – Ate – Made – Tara – Kama – Leda – Regel – Lem – Altai – Poznan – Oser.

Viereckleiste: 1. Dromedar, 2. Bradford, 3. Drogerie, 4. Ritratte, 5. Tartarus, 6. Turandot.

Magisches Quadrat: 1. Lotos, 2. Osaka, 3. Talar, 4. Okaya, 5. Saray.

Buchstabentausch: Trage, Ilse, Groll, Eiger, Rade, Art, Unke, Gabel, Echse. – Tigerauge.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 16) aus Heft 17/1987

Waagerecht: 1. Wega, 3. Ziolkowski, 9. Ufa, 12. Wasa, 14. Treck, 15. Alaun, 17. Oste, 20. Set, 21. Absud, 23. Ding, 25. Orbit, 28. Erek, 30. Nep, 32. Einem, 33. Ritt, 34. Brot, 35. Kali, 37. Aster, 39. Ara, 40. Bora, 41. Aken, 43. Degen, 45. Keil, 47. Kiew, 48. Kuba, 50. Olga, 51. Kupala, 54. Karo, 56. Arzt, 58. Brie, 59. Asow, 60. Maler, 61. Lira, 63. Boot, 64. Rot, 65. Torso, 66. Arie, 68. Rose, 70. Zulu, 73. Delle, 75. Gas, 77. None, 78. Selen, 79. Kies, 82. Siena, 85. Lea, 86. Omen, 88. Teint, 89. Neige, 90. Mitra, 91. Riga, 92. Fes, 93. Rubinstein, 94. Bersarin.

Senkrecht: 1. Werst, 2. Gatter, 4. Inka, 5. Lias, 6. Orade, 7. Sund, 8. Iwan, 9. Uso, 10. Fasan, 11. Beketow, 13. Lermontow, 16. Lunik, 18. Mor, 19. Abt, 22. Boa, 24. Gerda, 26. Rigel, 27. Itala, 29. Robert, 31. Pan, 34. Baker, 35. Kanu, 36. Lama, 38. Tau, 42. Eta, 44. Glas, 45. Kosmodrom, 46. Igel, 48. Karton, 49. Beere, 51. Kai, 52. Paar, 53. Labe, 54. Katze, 55. Rolle, 56. Artek, 57. Zer, 58. Borodin, 61. Log, 62. Rasin, 67. Ion, 69. Selene, 71. Ulster, 72. Ungarn, 74. Leere, 76. Asien, 78. Samos, 80. Isar, 81. Stab, 83. Etat, 84. Anni, 87. Nis.
Lösung: Leonow – Klimuk – Sudow

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M — Ingeborg Wenzel, Leisnig, 7320
2. Preis:
75,– M — Manuela Marten, Güstrow, 2600
3. Preis:
50,– M — Angelika Fugert, Plauen, 9990
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Ronald Meinel, Birkenhügel, 6851; Jens Gläser, Berlin, 1120; Erich Grieger, Dessau, 4500; Martin Schilling, Borkheide, 1821; Sonja Brunne, Aschersleben 4320.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

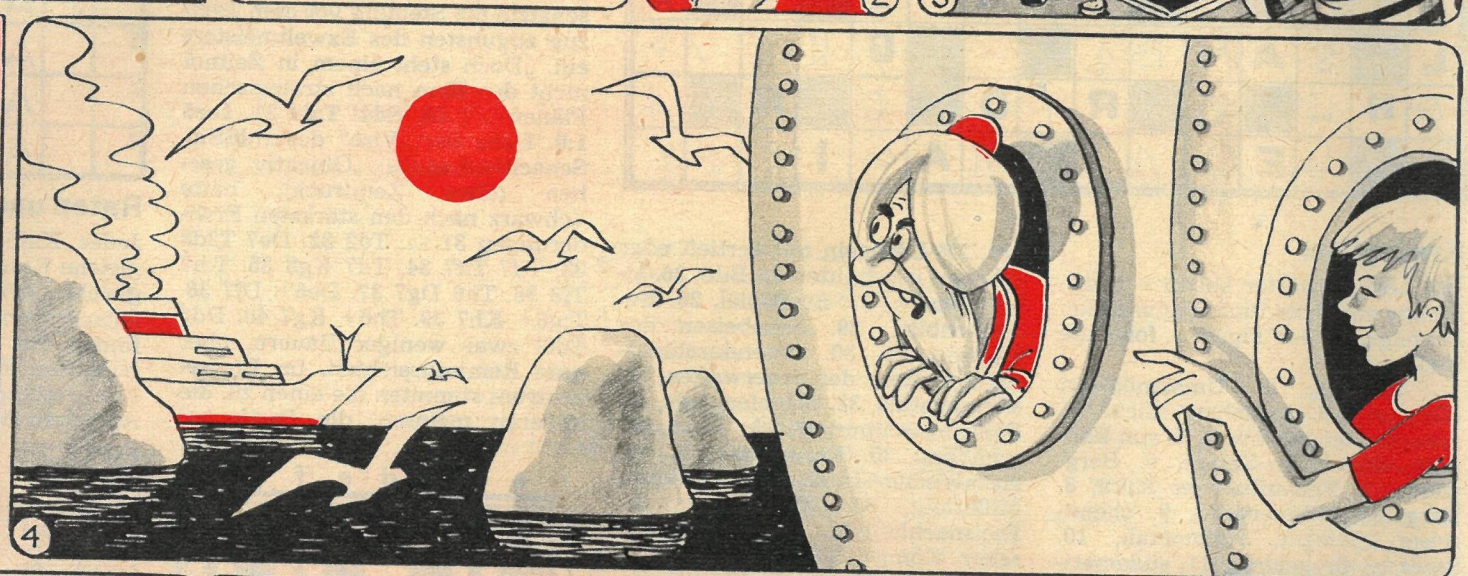
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

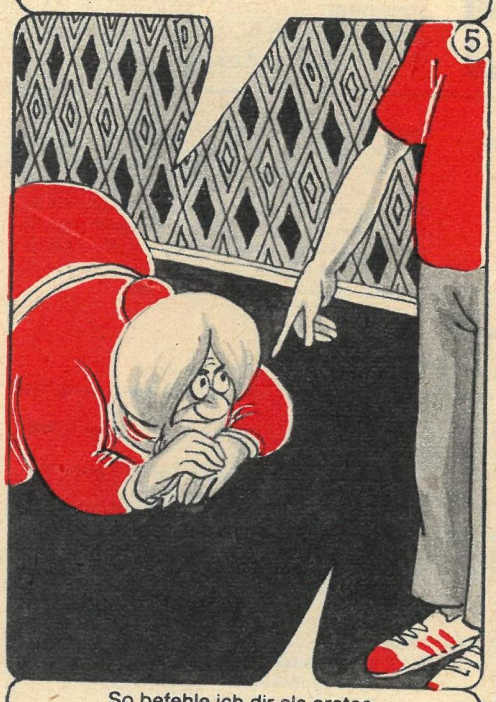
KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 13

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Die acht Stunden vergingen wie im Fluge. Nichts geschah. Wütend stürzte Omar zum Bullauge, steckte den Kopf heraus und stöhnte vor Entsetzen auf: Die Sonne stand noch immer am Horizont.

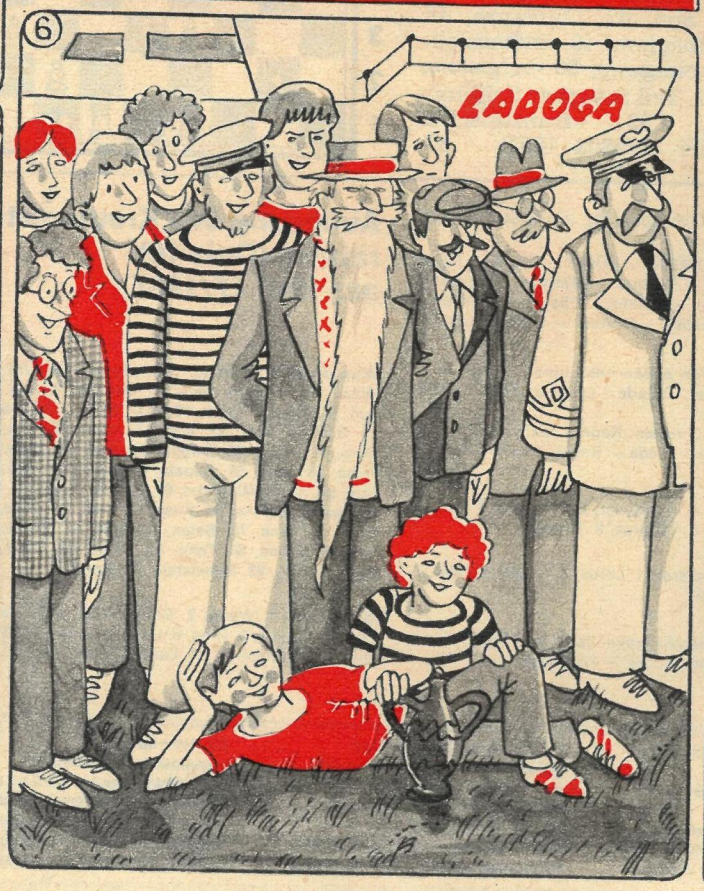


Schone mich, mächtiger Knabe! Vergib mir mein voreiliges Wort! Du bist ein größerer Zauberer als ich. Ich eile, jeden deiner Befehle zu erfüllen.



So befehle ich dir als erstes, deine faulen Tricks für immer zu vergessen. Bleib in der Kajüte, bis wir wieder zu Hause sind.

Omar verhielt sich mucksmäuschenstill, und als die „Ladoga" nach langer Fahrt wieder in den Archangelsker Hafen einlief, schlüpfte er gefügig in das kupferne Gefäß.



Zu Hause angekommen, berichteten die Jungens von ihren Erlebnissen. Abends wollten sie gemeinsam die feierliche Freilassung Omars aus seinem Gefängnis feiern.

Für die Mitarbeit am volkswirtschaftlichen Großvorhaben Eisenbahnfährverbindung DDR–UdSSR stellen wir in Mukran ein:

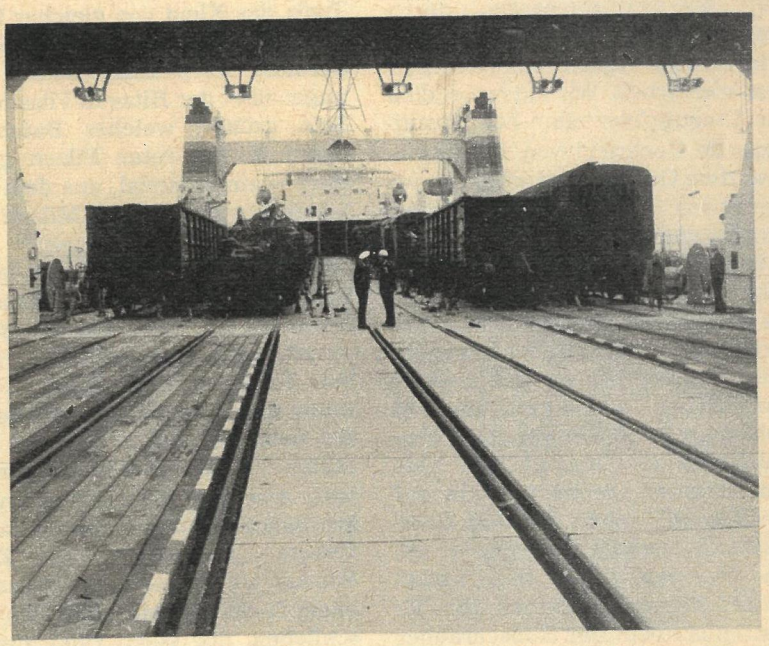
- **Facharbeiter für Umschlagtechnik**
- **Umschlagarbeiter**
- **Meister für Umschlagtechnik**
- **Meister für Instandhaltung und Vorhaltung von Anschlagmitteln**
- **Facharbeiter für den Betriebs- und Güterverkehrsdienst**
- **Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte für den Rangierdienst**
- **ungelernte Arbeitskräfte**
- **Lokomotivführer**
- **Betriebshandwerker**
- **Instandhaltungsmechaniker für Hebezeuge, Fördertechnik, techn. Anlagen, Heizwerke (einschl. Wärmenetze), Rangiertechnik**
- **Elektromonteure**
- **Wagenmeister**
- **Fahrzeugschlosser für Güterwagen**
- **Maschinisten für Hebezeuge**
- **Hochdruckkesselwärter**
- **Maschinisten für teilautomatisierte Entaschung**
- **Instandhaltungsmechaniker für Heizwerke und Wärmenetze**

Hoch- und Fachschulkader

- für Technologie des Eisenbahntransports und für Fahrzeugtechnik
- für Großrechneranlagen (Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure)
- für Maschinen (Kraft- und Arbeitsmaschinen, Wärmeversorgung)
- für BMSR-Technik (Wärmeversorgung)

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- zusätzliche Belohnung entsprechend der Zugehörigkeit zur Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Freifahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen



Ihre Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie bitte an:

Deutsche Reichsbahn

Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran, 2355
Telefon: Post Saßnitz 4 31 03
Basa 96/76/31 03 oder 11 20

Reg.-Nr. 79/II/87

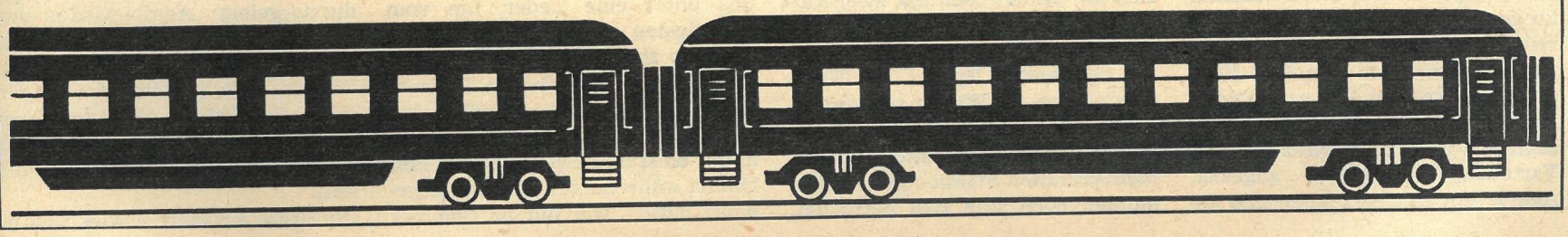
Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.
Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

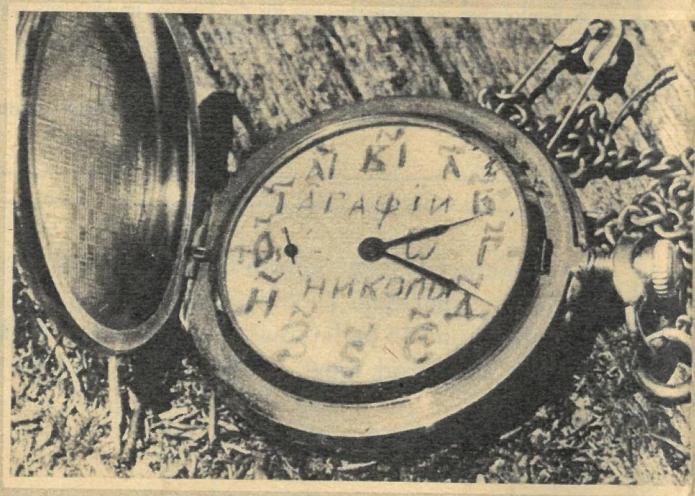
In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

Sowjetische Eisenbahnen





TATSACHENBERICHT

Die

Vater und Tochter zogen um

Im Mai erhielt ich einen Brief von den Lykows mit Wünschen für „gute Gesundheit und die Rettung der Seele“ – und mit einer Neuigkeit: „Wir sind umgezogen und leben uns langsam ein… Den ganzen Winter über hatten wir viele Sorgen, viel Arbeit. Wir laden herzlich zur Umzugsfeier ein.“ Die darauffolgende Nachricht von Jerofej Sedow, dem Geologen, machte die Sache etwas deutlicher: „Im Herbst vergangenen Jahres begannen die Lykows vom Umzug zu sprechen… Lange berieten sie über das Wohin. Sie entschieden sich für den ‚angeborenen‘ Platz, von dem sie weggegangen waren, als sie sich 1945 in den Bergen verbargen. Das ist wohl zehn Kilometer von ihrer ehemaligen Hütte entfernt, den Abakan aufwärts. Sie warten sehr auf den Besuch… Wenn Du Dein Gastgeschenk vorbereitest, denke daran: Das wichtigste sind Hafergrütze, Kerzen, Batterien für die Taschenlampen. Der Hubschrauber kann etwa 200 Meter von ihnen entfernt aufsetzen…“

Der Hubschrauber, der uns mitnimmt, patrouilliert über dem weiten Gebiet des Abakan. Durch ein Zeichen macht der Pilot mich aufmerksam: Wir nähern uns dem Erinat, dem Fluß, der in den Abakan mündet. Dort, nahe der Mündung, muß irgendwo die Hütte der Neusiedler sein. Noch ist nirgends die Spur eines Menschen. Doch dann: „Rechts! Schauen Sie nach rechts!“ Am steilen Hang des Berges schimmern die Furchen eines Gärtchens durch die Wildnis.

Und schon setzt der Hubschrauber zur Landung auf einer steinigen Landzunge an. Die Rotorenblätter kreisen noch, als aus dem Wald zwei Menschen auftauchen, auf uns zueilen. Der Wind läßt ihre Kleidung flattern, der Alte verliert den Hut… Große Freude. Das Händeschütteln wird traditionell von der Verteilung der Nüsse abgelöst. Agafja gibt sie den Piloten und Jerofej. Mir schüttet sie mit sanfter Gewalt die ganze Jackentasche voll.

Sie trägt wie immer ihr schwarzes Tuch, das Kleid von gleicher Farbe und darüber, weißgetupft, eine Art Sarafan. Karp Ossipowitsch geht ungeachtet der Hitze in Filzstiefeln. Sein grünes, weiches Baumwollhemd ist mit roten Pilzen gemustert – ein Material, aus dem man Kinderhemden näht. „Milosti prosim! Seien Sie willkommen!“

Die Hütte. „Das, was Du von früher kennst, war ein großes Haus im Vergleich zu dem, was Du sehen wirst“, hatte mir Jerofej geschrieben. Tatsächlich, der Recke könnte unter Aufbietung seiner Kräfte dieses neue Domizil – zweimal zwei Meter – wohl aus den Angeln heben. Aus dem eisernen Ofenrohr kräuselt sich dünner blauer Rauch. Unsere „Bekannte“, die Ziege Muska, ist neben dem Häuschen angepflockt. Jerofej und ich beschließen, nur einen Blick hineinzuwerfen, denn mehr Platz ist wirklich nicht. Der Tür gegenüber – die Liegestatt von Karp Ossipowitsch, links davon die von Agafja. In der rechten Ecke der Eisenofen in der Größe eines Köfferchens. Für einen Stuhl reicht der Raum nicht, ein Brett ersetzt ihn. Zum Mittagessen trägt Agafja es nach draußen.

Es gibt ein Fenster von der Größe eines Buches. Über den Pritschen sind Regale an Schnüren aufgehängt, darauf verräucherte Bücher und Ikonen, ein Topf und zwei Becher. Sie sind aus Rinde geschnitzt, werden zum Beerensammeln verwendet. Diese Wohnfläche teilen sich die beiden noch mit zwei Katzen und riesigen Baumameisen. Die Hütte hatte der abasinische Jäger Alexander Rykow für Übernachtungen im Winter zusammengezimmert, als er hier Eichhörnchen und den Zobel jagte. Auch die halbverfaulten Stämme jener Hütte mußten noch zum Bau herhalten, in der vor zweiundvierzig Jahren die Lykows gelebt hatten und in der Agafja geboren worden war…

Mit kindlicher Unbefangenheit hilft Agafja zusammen mit ihrem Vater beim Auspacken des Kartons. Sie weiß, daß sich das Gastgeschenk darin befindet. Alles wird gebraucht: die Haferflocken, die vorsorglich aus der Verkaufsverpakkung in einen Leinensack geschüttet waren (andernfalls hätten sie sie abgelehnt), die Kerzen, die Batterien.

Regelrechtes Entzücken ruft die Glühbirne für die Taschenlampe hervor. „Gott hat, wie man sieht, Verstand gegeben! Die alte ist doch kaputt. Aber ohne das Lämpchen ist doch die Laterne ungültig…“ Und während Jerofej und ich noch lachen und das Wort „ungültig“ gebührend würdigen, bestückt Agafja die Taschenlampe geschwind mit Batterien. „Sie brennt!…“ Danach entzündet sie zwei kleine Lagerfeuer. Wir kochen Kartoffeln und Agafja Hafergrütze.

Die Einladung, mit uns Tee zu trinken, wird abgeschlagen, aber Agafja, die über die gerade überstandene Krankheit geklagt hatte, hört aufmerksam zu, als wir erzählen, wie man mit Tee kranke Augen heilen kann. Karp Ossipowitsch redet ohne Unterlaß. Er erzählt die schon bekannte Sache mit dem Salz: „Vor der Sünde sind sie nicht zurückgeschreckt – dreißig Pud Salz haben sie uns vorenthalten…“ Die Geschichte hat sich bereits vor über fünfzig Jahren zugetragen, aber sie ist noch frisch im Gedächtnis des Alten.

Nach dem Mittagessen setzen wir uns unter eine Zeder, um vom Wichtigsten zu sprechen: Warum und wie sind sie zu diesem neuen Platz gezogen? Agafja, um äußerste Genauigkeit bemüht, erzählt Details. Die untere Hütte am Abakan, in der einst ihre Brüder Sawin und Dmitri während des Fischfangs gehaust hatten, war nur im Sommer erträglich. Im Winter war das Leben dort zu hart. Der Weg zum Wasser mußte oft von Schneemassen freigelegt werden. Durch die Krankheiten im vergangenen Jahr keine leichte Sache. Außerdem war es dort sehr windig, weil ringsum Bäume gefällt worden waren. Dann ging das Brennholz zur Neige, und der Gemüsegarten hatte seine Fruchtbarkeit eingebüßt. Den Entschluß, diesen Platz zu verlassen, faßten sie im Herbst endgültig.

Aber wohin? Es gab drei Möglichkeiten. In die Siedlung der Geologen ziehen, die ihnen mit dem Bulldozer eine Fläche für den Gemüsegarten planieren und ein Haus bauen wollten. „Aber das wäre eine Sünde,“ sagt Agafja. „Mit dem Bulldozer!“

Die Geologen respektierten das, weil es für die Lykows in der Nachbarschaft des Lagers vielleicht auch zu unruhig geworden wäre. Außerdem heißt es, daß sie ihre Aufgabe zum Abschluß bringen, und das bedeutet: Die Siedlung wird verlassen.

Die zweite Variante: zu den Verwandten. Nach dem Besuch von Agafja in der Siedlung der Altgläubigen hatte man ihr und dem Vater ans Herz gelegt, doch zu ihnen überzusiedeln. Im Herbst kam sogar ein „Botschafter“ – der bärtige Trifilej Panfilowitsch Orlow. Sie berieten sehr lange. Erinnerten sich dabei auch an die früheren Streitigkeiten aus Glaubensgründen, die den damals 40jährigen Karp Ossipowitsch Lykow bewogen hatten, „sich von allen zu entfernen“. Das Ergebnis des Gesprächs hat mir Karp Ossipowitsch kurz und bündig dargelegt: „Agafja wird ja einst aufgenommen. Aber wozu soll ich meine Jahre dorthin schleppen. Sie werden mich greifen wie der Habicht ein Rebhuhn.“ Agafja versteht das alles. Schweigend legt sie Zweige ins Feuer – und seufzt leise.

Die dritte Variante erwies sich als

FREIE WELT veröffentlichte 1983 einen Tatsachenbericht, der von Menschen erzählte, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückgezogen hatten. Die Lykows, ein Ehepaar mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, lebten seit einem halben Jahrhundert ohne jeglichen Kontakt zu anderen Menschen in der Einsamkeit des unwegsamen Sajan-Gebirges. Geologen entdeckten 1978 durch Zufall die Behausung der Einsiedler. Die Mutter war 1961 gestorben, die Söhne und die ältere Tochter starben unerwartet im Herbst 1981. Der Autor der aufsehenerregenden Dokumentation, der Moskauer Journalist Wassili Michailowitsch Peskow, besuchte im Juli dieses Jahres wiederum den 87 Jahre alten Karp Ossipowitsch Lykow und seine 43jährige Tochter Agafja.

Einsiedler

annehmbar. Das entlegene Fleckchen am Erinat war der Platz, wo die Lykows, nachdem sie in den dreißiger Jahren von der Gemeinde weggegangen waren, ihrem Glauben lebten.

Agafja hatte die Umsiedlung gut durchdacht und geplant. Zuerst brachte sie eine Axt, einen Spaten, ein kleines Messer, einen Kochtopf, ein Bündel mit Zwieback, Salz, Graupen und Feuerstein zum neuen Wohnort, zimmerte als erstes einen Kornspeicher zusammen – ein Balkengebinde mit zwei „Beinen", auf zwei Zederstämmen ruhend. Danach nahm sie den Keller in Angriff, d. h., sie grub ein Erdloch für Kartoffeln und Mohrrüben. Auch die Falltür dazu hat sie selbst gebaut. Und dann begann der Pendelverkehr. Hin zehn Kilometer und zurück zehn Kilometer durch die Taiga. Die Last: zwei Eimer Kartoffeln oder Graupen, Zwieback, Geschirr und Kleidung. Vier Stunden zu Fuß in einer Richtung. „Zuerst ging ich so, aber als der Schnee tief wurde, auf Skiern."

Wenn Agafja mit der Last am Ziel angekommen war, kochte sie auf die Schnelle ein Süppchen und machte sich sofort an die Arbeit. Der vierzigjährige Wald, auf zwei Hektar des ehemaligen Gemüsegartens gewachsen, könnte mit seiner jungen Festigkeit sogar eine ganze Holzfällerbrigade abschrekken. Nicht aber Agafja! Allein mit der Axt und einer Bügelsäge – ihr Eigenbau –, mit einem Strick und einem Spaten machte sie sich daran, Bäume zu fällen, die Äste abzuhacken, den Stamm zu zerteilen und die Kloben fortzutragen. Und das den ganzen Winter, vom Oktober an. Mit dem Sprichwort im Kopf „Die Augen fürchten sich, aber die Hände packen es" arbeitete sie auf dem steilen Berghang. „Ein Tag im Winter ist ja nicht lang, so wühlte ich auch bei Mondenschein..."

„Hast du keine Angst gehabt, Agafja?" „Wovor denn? Die Bären schlafen. Die einzige Sorge: keinen Fehler machen – sich nicht verrenken, nicht unter einen fallenden Baum geraten..."

Dreiunddreißig Mal ging Agafja von der Hütte, wo der Vater zurückgeblieben war, zu dieser Stelle. Sie hat vierzig Eimer Saatkartoffeln, eingehüllt in Lumpen, um sie vor Frost zu schützen, hinübergeschafft. Außerdem drei Säcke Zwieback, Mehl, Graupen, Nüsse, Geschirr, Kerzen, Bücher, Kleidung und Decken.

Am 29. März nahm sie den Vater mit, da sie befürchten mußte, daß ihnen das Tauwasser den Weg abschneidet. „Da die Beine schwach waren, gingen wir vier Tage und Nächte", erinnert sich Karp Ossipowitsch. „Wir übernachteten am Lagerfeuer." Auch die Ziege und die zwei Katzen kamen wohlbehalten am neuen Platz an. „Den Kater haben wir nicht mehr. Er war ausgerissen und ist nicht wiedergekommen."

Am 2. April wurde der Umzug gefeiert. Der Alte kam – ächzend und nernd – nach diesem nicht leichten Weg langsam wieder auf die Beine. Agafja mußte sich mit der Gartenarbeit beeilen. Sie entwurzelte Baumstämme, säuberte die Erde von den Zweigen; grub dann, pflanzte Kartoffeln, legte Beete an...

Ihre Freude nicht verbergend, zeigt Agafja uns einen den Taigahängen abgerungenen halben Hektar. Der Garten hat eine Hangneigung von vierzig Grad. Wie Alpinisten steigen wir nach oben, uns an den noch stehengebliebenen Wurzeln oder Büschen haltend, setzen uns beim obersten Beet nieder, um tief durchzuatmen – dort, wo die aufgeblühten Erbsen ranken. „Du bist tüchtig, Agafja!" sage ich. Sie lächelt sanft, verlegen: „Man muß doch arbeiten. Nichtstun ist Sünde. Ja, und wie soll man am Leben bleiben..."

Agafja bittet, ihr meine Uhr zu zeigen. Aus ihrer Tasche zieht sie die ihre an einem Kettchen hervor. Anstelle von Zahlen sind auf dem Zifferblatt altslawische Buchstaben von Hand aufgemalt (unser Foto).

„Da haben wir's! Zweieinhalb Stunden geht sie nach. Ich habe sie nach der Sonne gestellt..."

Die elende Hütte, in der die Lykows gegenwärtig hausen, ist für den Winter völlig ungeeignet. Der Leiter der chakassischen Forstverwaltung Nikolai Sawuschkin, der vor uns hier gewesen war, hatte die Lykows getroffen und versprochen: „Wir stellen eine Hütte für die Jäger auf, und ihr sollt sie einwohnen..." Ich sage, daß ich von diesem Versprechen weiß, daß es in Taschtyp und Abakan bestätigt wurde. „Wir werden in unseren Gebeten für diese Güte danken", bekreuzigt sich der Alte.

Am abendlichen Lagerfeuer werden auch andere Probleme besprochen. Was soll mit der Ziege werden? Ohne Lamm gibt sie keine Milch. „Schlachtet sie und Schluß", meint Jerofej. „Aber ich habe mich doch an sie gewöhnt. Sie tut mir leid. Im Frühjahr habe ich ihr Birkensaft zu trinken gegeben", sagt Agafja. „Dann werden wir bis zum nächsten Sommer warten – auf den Ziegenbock..." Agafja ist mit dieser Lösung einverstanden. Ihr gefällt auch die Überlegung von Jerofej, mit dem Hubschrauber die restlichen Habseligkeiten aus der alten Hütte hierher zu schaffen. „Trage alles zum Ufer. Bei der ersten Gelegenheit bringen es dir die Flieger in drei Minuten herüber."

Beim Gespräch über die lebenswichtigen Dinge ist die Stunde für das Abendgebet vorübergegangen. Bekümmert läuft der Alte zur Hütte, zündet die Kerze an. Doch Agafja hat es nicht gerade eilig, als der Vater nach ihr ruft. Sie bringt aus der Hütte ein Bündel zum Lagerfeuer und zeigt im Feuerschein eine vergilbte Tischdecke, ein buntes Tuch, einen gestrickten Gürtel. „Von der Mutter..." Die „Familienkostbarkeiten" hatte Agafja schon im Herbst mit dem ersten Sack Zwieback hergebracht. Es ist für sie wichtig, sie jetzt zu zeigen, uns ihre Gefühle mitzuteilen...

Nachts kriechen Jerofej und ich ins Zelt. Nach der Hitze des Tages ist es mehr als kühl geworden. Wir ziehen Pullover an und lange Unterhosen. Agafja bitten wir noch um eine Decke. Das Rauschen des Flusses wiegt uns angenehm in den Schlaf.

Morgens, während Jerofej vom Ufer den im Boot herbeigebrachten Ofen zum Häuschen schleppt, zeigt mir Agafja ein Heiligtum, das aus alten Zeiten der Familie erhalten geblieben ist: In den Brennesseln liegt ein großer Holztrog. „Er war für mich." Akulina Lykowa lag sehr lange in den Wehen mit ihrem vierten Kind. Unter den Schreien der Entbindenden fällte der damals starke Karp Lykow eine Zeder und zimmerte daraus diesen Trog. An einem einzigen Tag. Es wurde angewärmtes Wasser hineingegossen...

Da, plötzlich ein Hubschrauber. Als wir unten am Fluß ankommen, hat er schon aufgesetzt. Die Piloten schlagen uns vor mitzufliegen: „In den nächsten Tagen kommen hier keine Maschinen vorbei, auch das Wetter kann schlechter werden."

In zwei Minuten haben wir das Zelt zusammengelegt, verabschieden uns. Empfangen Wünsche für Gesundheit und Nüsse für die Jackentasche... Wir heben ab. Der steife Wind biegt die Weidenbüsche bis zum weißen Kieselgeröll hinab...

Aus „Komsomolskaja Prawda"

Fotos: W. Peskow

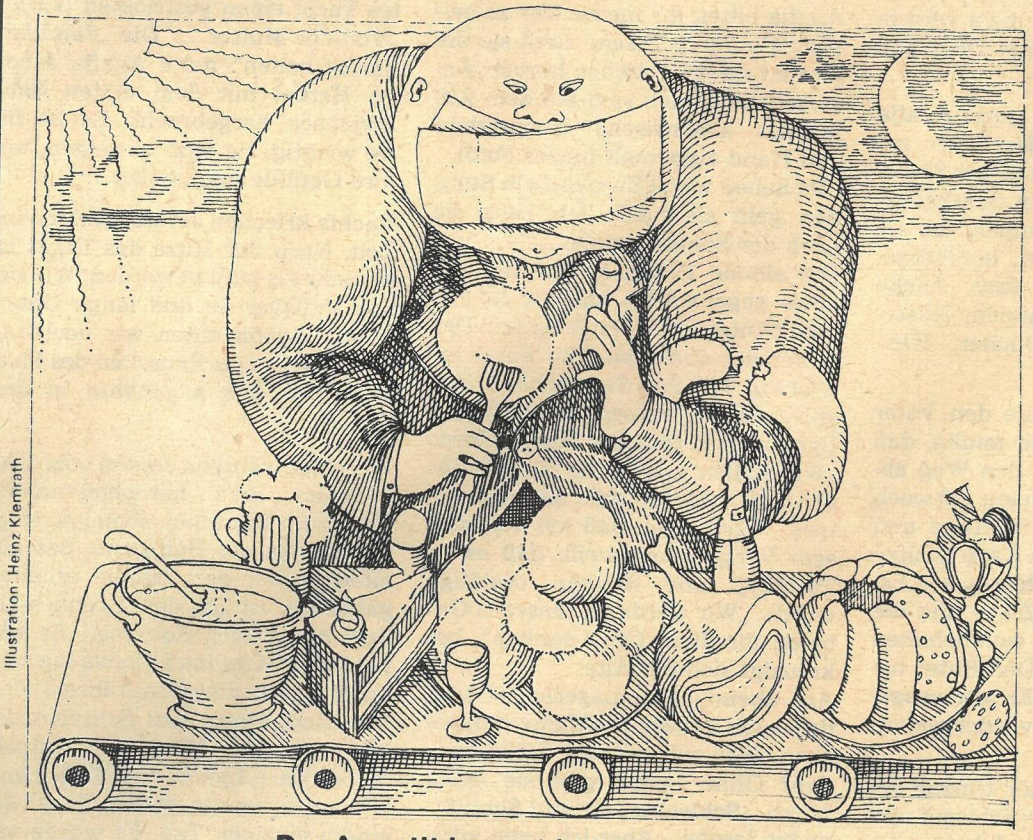


Illustration: Heinz Klemrath

Der Appetit kommt beim Essen?

Lirum, larum, Löffelstiel...

Vor dem Essen wünscht man sich „Guten Appetit". Dieser wohlgemeinte Wunsch allein löst jedoch den Appetit noch nicht aus. Der Duft von gebratenem Schnitzel oder frischen Brötchen, der Anblick bunt garnierter Salatplatten oder das Auf-der-Zunge-Zergehenlassen eines Aperitifs sind die eigentlichen Auslöser des Appetitsgefühls. Aber auch äußere Bedingungen – ein schön gedeckter Tisch oder das Gespräch über ein üppiges Festessen – können es anregen. Überträger aller dieser Reize sind unsere Sinnesorgane wie Auge, Ohr und die Riechzellen in der Nasenschleimhaut. Der Geschmackssinn tritt erst dann als Appetitsanreger in Funktion, wenn wir bereits essen. Die entsprechenden Informationen werden auf Nervenbahnen in das Gehirn geleitet, wo ein Appetitszentrum existiert, das sie speichert, umwandelt und an andere Nervenzentren des Gehirns weiterleitet. Aus dem Inneren unseres Körpers kommen ebenfalls Signale, die das Appetitsgefühl anregen oder hemmen können. So steigert ein leerer Magen den Appetit bis zum Hungergefühl. Auch ein Absinken des Blutzuckerspiegels löst Appetit oder sogar Heißhunger aus. Ein voller Magen dagegen hemmt den Appetit und löst das Sättigungsgefühl aus. Entstehung und Hemmung des Appetits- und Sättigungsgefühls beeinflussen sich gegenseitig und können auch durch geistig-seelische Faktoren verändert werden. So vergeht manchem der Appetit, wenn er sich ärgert oder freut, bei anderen tritt das Gegenteil ein. Verstärkt sich in Verbindung mit Ärger oder Kummer der Appetit, entsteht der sogenannte Kummerspeck. Oft ist das Zuvielessen auch anerzogen. Eine Verzögerung des Sättigungsgefühls entsteht, wenn man Kinder zwingt, große Portionen aufzuessen, oder durch die „gute" alte Sitte, den Gast mit Nachdruck oder Überredungskunst immer von neuem zum Mehressen zu bewegen, obwohl er schon längst satt ist. Die Kenntnis dieser Zusammenhänge und eine ehrliche Einschätzung der eigenen Eß- und Trinkgewohnheiten sind eine wichtige Voraussetzung, wenn man abnehmen will. „Aufhören, wenn es am besten schmeckt", sagt eine alte Volksweisheit. Das ist eine Kunst, die man erlernen kann. Aus der Familie überlieferte oder durch spätere Umwelteinflüsse angenommene, oft lieb gewordene Lebens- und Ernährungsgewohnheiten abzubauen, ist jedoch keine leichte Aufgabe. Wer langsam aber sicher abnehmen will, muß lernen, Messer und Gabel aus der Hand zu legen, wenn ein erstes Sättigungsgefühl eintritt. Es wäre schön, wenn Familienangehörige und Gastgeber mehr Verständnis aufbringen würden, anstatt zu nötigen oder sich gar lustig darüber zu machen. In jedem Fall sollte man immer wieder versuchen, gegen das Hungergefühl anzugehen und bis zur nächsten Mahlzeit durchzuhalten. Manchmal verschwindet der Hunger von selbst. Man kann sich auch durch konzentrierte Arbeit, ein Gespräch oder körperliche Betätigung davon ablenken. Wem das anfangs nicht gelingt, der kann mit einem Apfel, einer Scheibe Knäckebrot, einer Mohrrübe, einem Glas Buttermilch oder Mineralwasser, einer Tasse Kaffee oder Tee seinen Appetit stillen.

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 10

Im nächsten Heft: Kann man in jedem Alter abnehmen?

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

30 Souvenirs

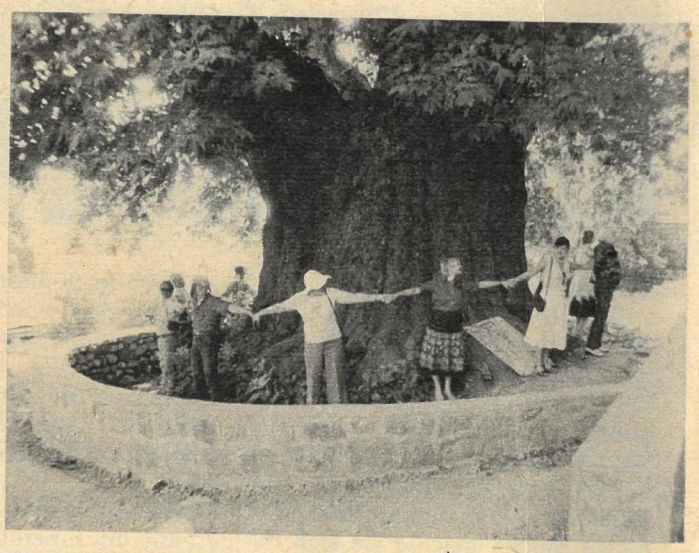
... aus Freundesland verlosten wir unter allen Lesern, die sich an der Solidaritätsaktion 1987 beteiligt haben. Mit einem Päckchen können demnächst rechnen: Roswitha Bohnstaedt, Nossentiner Hütte; Brigade „Fortschritt", VEB Tischdeckenwerk, Kottengrün; Ilse Büchner, Görlitz; Adelheid Dietrich, Prösen; Ursula und Ernst Eberle, Kaufungen; Familie Hachenberger, Cottbus; Hilde und Erich Hausmann, Suhl; Andreas Heinz, Oschatz; Kerstin und Monika Hübner, Saalfeld; Maria Kerl, Leipzig; H. Körbs, Hermsdorf; Johanna Kolbe, Lugau; Helga Kressin, Güstrow; Susanne Kriebel, Seehausen; Frank Lukas, Kühlungsborn; Anni Matthes, Werdau; Christa Mißalla, Brünlos; Christian Naumann, Hartmannsdorf; Hanna Quenstedt, Rostock; Erika Rechtenbach, Eisenhüttenstadt; Rudolf Reinhardt, Gröbzig; Familie Riemer, Gera; Erna Schmidt, Meuselwitz; Thomas Schmidt, Weißenfels; Petra Schönwälder, Berlin; Johanna Schröder, Bernburg; Hans Walz, Eisennach; Dietmar Wegner, Rötha; Dr. Joachim Witzschel, Radebeul; Annemarie Ziegler, Magdeburg.

Den Extra-Knüller

für Gartenliebhaber, das Illustrierte Gartenbuch, erschienen um die Jahrhun-

Reise-Foto-Wettbewerb

Noch ist Gelegenheit, eine Kurzreise oder einen anderen wertvollen Preis zu gewinnen! Machen Sie mit beim Reise-Foto-Wettbewerb von FREIE WELT, der Gesellschaft für DSF, Intourist und dem Reisebüro der DDR. Schicken Sie uns Ihre besten Fotos von Reisen in die UdSSR. Teilnehmen kann jeder – ob Amateur oder Berufsfotograf, siehe auch FW 16/87. Fotos in beliebiger Anzahl – Mindestformat 13 × 18 cm – senden Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Einsendeschluß: 10. Oktober 1987.
Hier eine „Kostprobe" aus den bisherigen Einsendungen: Den Baumriesen fotografierte *Ernst Schmolla, Berlin,* in Telawi. Die Schaschlykzubereitung hat *Siegfried Schade, Penig,* auf der Mädcheninsel in der Wolga aufgenommen.



Wer schreibt uns?

Indra Luksaite (17), Schülerin mit Deutsch als Lieblingsfach, sucht Briefwechselfreunde. UdSSR, Litauische SSR, N. Akmene, Tarybu-Str. 23–85

Zbigniew Chożalski (17), sucht Briefpartnerin. Interessen: Musik, Poesie. VR Polen, Turowo, 64-312 Brody pozn. Tatjana Angasorowa (17), beschäftigt am Theater, wünscht Briefwechsel in russischer und englischer Sprache. UdSSR, 660 041 Krasnojarsk 41, ul. Sady d. 4, kw. 13

dertwende, ersteigerte Familie Huber, Senftenberg, für 500 Mark!

Eine besondere Freude

erlebten wir am 28. August selbst, als an unserem Stand eine Abordnung der Krippenvereinigung Greifswald erschien und im Namen der DSF-Grundorganisation 43 Spenden überbrachte. Außerdem bedanken wir uns zum Abschluß noch herzlich für weitere Sach- und Geldspenden bei Margarete Ueberfeld, Berlin; Gunda Kranz, Georgenzell; Ingeburg Schulze, Karl-Marx-Stadt; Erika Rechtenbach, Eisenhüttenstadt; Anita Bock, Suhl; Katharina Wiesner, Berlin; L. Rosarius, Greiz; B. Neumann, Cottbus; F. Bruhnke, Jena; Karl-Heinz Kathert, Dresden; H. Friesicke, Berlin; Käthe Heiber, Rippicha; Veronika Suckow, Berlin; Regina Springer, Dresden; Anett Geisler, Gutenfürst; Johann Jaschke, Gera; Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg; Elfriede Milster, Hennigsdorf; Annemarie Ziegler, Magdeburg; Gertraude Klaus, Plauen; Brigitte Schulze, Reichenbach; Elfriede Seidler, Erfurt; Herta Vogt, Leipzig: Margot Bretschneider, Karl-Marx-Stadt; Rosemarie Albrecht, Dresden; Erika Neumann, Wismar; Brigitte Matschke, Rostock; Schultze, Leipzig; Petra Völkel, Zwickau; Steffen Brucker, Wilkau-Haßlau; Hans A. Kruse, Neubukow; G. Emisch, Berlin; Annegret Schulz, Borken; Meta Lerp, Seebach; Familie Koplin, Greifswald; Erhard Unger, Kottengrün; Horst Krause, Zeitz; Przybilka, Reichenbach; Catharina Wilsdorf, Leipzig; Ella Otto Karl-Marx-Stadt; Helmut Schossig, Magdeburg; Bernhard Jensen, Schwerin; E. Thiedt, Wesenberg; der Gewerkschaftsgruppe 6, Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.

Preisfrage

Heft 20/87

Welcher Fluß in der UdSSR hieß früher Jaik?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 Mark** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 22/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. Oktober 1987. Auflösung von Heft 18/87: ein Rasierapparat. Wir gratulieren Annelies Pannach, Lichtenberg.

„Katrins Donnerstag"

Der Artikel über den „Mann, der sicher auffängt" (FW 17/87) hat mich sehr interessiert. Vor Jahren kaufte ich für meine Kinder das Buch „Katrins Donnerstag". Als Vorsitzende des Kabinettrates der DSF und als Mitglied der Brigade DSF „Valentina Tereschkowa" im VEB Sitzmöbelwerke Waldheim stellte ich wiederholt in unserer Patenklasse und in anderen Pioniergruppen dieses Buch vor und damit die große Tat des sowjetischen Flugkapitäns bei der Errettung der vierjährigen Katrin in Magdeburg. Ich fand dabei stets einen begeisterten Zuhörerkreis. Ihr Artikel hat mich angeregt, unser Programm zu Ehren des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mit einem zweiten Teil über den Genossen Igor Belikow zu erweitern.

Margot Jahnke, Waldheim

Vor 28 Jahren

Am 3. August dieses Jahres jährte sich zum 28. Mal der Tag, an dem ich im Moskauer Bakulew-Institut herzoperiert wurde. Damals lernte ich den jungen Arzt Petrosjan kennen. Ich freute mich sehr, als ich ihn auf Fotos zum Beitrag „Blutgefäße wie rasiert" (FW 15/87) wiedererkannte. Ich bin froh darüber, daß Prof. Petrosjan an der so wichtigen Arbeit mit dem Laserstrahl in der Medizin seinen Anteil hat. Mein Erinnerungsfoto an den damaligen Klinikaufenthalt zeigt ihn als jungen Mann.

Hildegard Baumann, Berlin

Bergwohlverleih?

Auf Bergwiesen in der Hohen Tatra (ČSSR) habe ich versucht, mit Ihrer „Botanik des Hochgebirges" (ab FW 17/87) zu konkurrieren. Der Name der Pflanze ist mir nicht bekannt…

Günter Laugisch, Zeitz

Es könnte Arnika sein, eine Heilpflanze, auch Bergwohlverleih genannt.

Zückli oder Safalin?

Gesüßt wird mit Süßstoff, schreibt Professor Ketz in seinen Ratschlägen fürs Abnehmen im Urlaub (FW 18/87). Zückli habe ich schon verwendet, Safalin noch nicht – der Preisunterschied macht mich stutzig. Kann man beides nehmen?

Linda Schulz, Berlin

Zückli ist ein energiefreier Zuckeraustauschstoff, der aus einer Mischung von Saccharin und Natriumzyklamat im Verhältnis 1:10 besteht. Eine Tablette enthält 60 mg Natriumzyklamat und 6 mg Natriumsaccharin. Ihre Süßkraft entspricht der eines Stücks Würfelzucker von 6 g. Bei der Verwendung von flüssigem Zückli (Zückli-sol) muß man 10 Tropfen gleich 6 g Zucker (ein gehäufter Teelöffel) rechnen. Zückli ist leicht löslich. Die Süßkraft bleibt beim Backen, Kochen, Abkühlen sowie beim Gefrieren und Wiederauftauen erhalten. Zückli kann unbedenklich in der Kost von Kindern und Schwangeren verwendet werden. Hauptsächlich ist Zückli aber als Süßungsmittel für Diabetiker und in der Reduktionskost bei Übergewicht vorgesehen. Safalin besteht zu 20 Prozent aus kristallinem Saccharin und zu 80 Prozent aus Kochsalz. In heißem Wasser ist es leicht löslich und auch hinreichend koch- und backbeständig. Mit zunehmender Konzentration nimmt die Süßkraft von Saccharin ab, und es tritt ein Bittergeschmack auf. Daher setzt man der Saccharintablette eine kleine Menge Kochsalz zu, wodurch das Auftreten des Bittergeschmacks herabgesetzt wird. Nach Zusatz von Saccharintabletten muß man beim Abschmekken der Speisen darauf achten, daß der Süßgeschmack im Vergleich mit der Zugabe von Zucker verzögert auftritt. Der Preisunterschied kommt durch die Grundsubstanz von Zückli, das Natriumzyklamat, zustande. Es ist teuer und wird importiert.

Prof. Dr. H.-A. Ketz

Schneemensch

Die Darstellung von Harald Larisch zu dem Beitrag „Wilder Mann im Schnee" (FW 17/87) hätte wohl mehr auf die Rätselseite als Vexierbild gepaßt. Wäre zu diesem Thema nicht eine historische Darstellung des Yeti besser gewesen?

G. Schubert, Berlin

Hier die Abbildung des „Mi-ge" (mongolisch: wilder Mensch). Gefunden haben wir sie in der Komsomolskaja Prawda. Es ist die 100 Jahre alte Nachzeichnung einer Darstellung aus dem mongolisch-tibetanischen Atlas für Medizin des 18. Jahrhunderts.

Wahlberliner aus Leningrad

Mit Vergnügen habe ich den „Festumzug zum Rathaus" mitgemacht (Sommerpreisausschreiben, FW 13/87; Gewinner in FW 19/87). Als Absolvent der Humboldt-Universität des Jahres 1983 möchte ich hervorheben, daß mir die Studienjahre viel gegeben haben. Ich gewann viele Freunde, gute Einblicke in das Leben der DDR, aber auch in geschichtliche Zusammenhänge. Ihr Ratespiel war eine Bereicherung, da ich mich für Berlins Geschichte besonders interessiere. Ich gratuliere der ganzen Redaktion zum 750. Geburtstag Berlins und wünsche weitere Erfolge bei der Gestaltung der Zeitung. Ihr Wahlberliner

Sergej Schtscherbina, Leningrad

Redaktion: Ingrid Buchholz; Foto: Privat

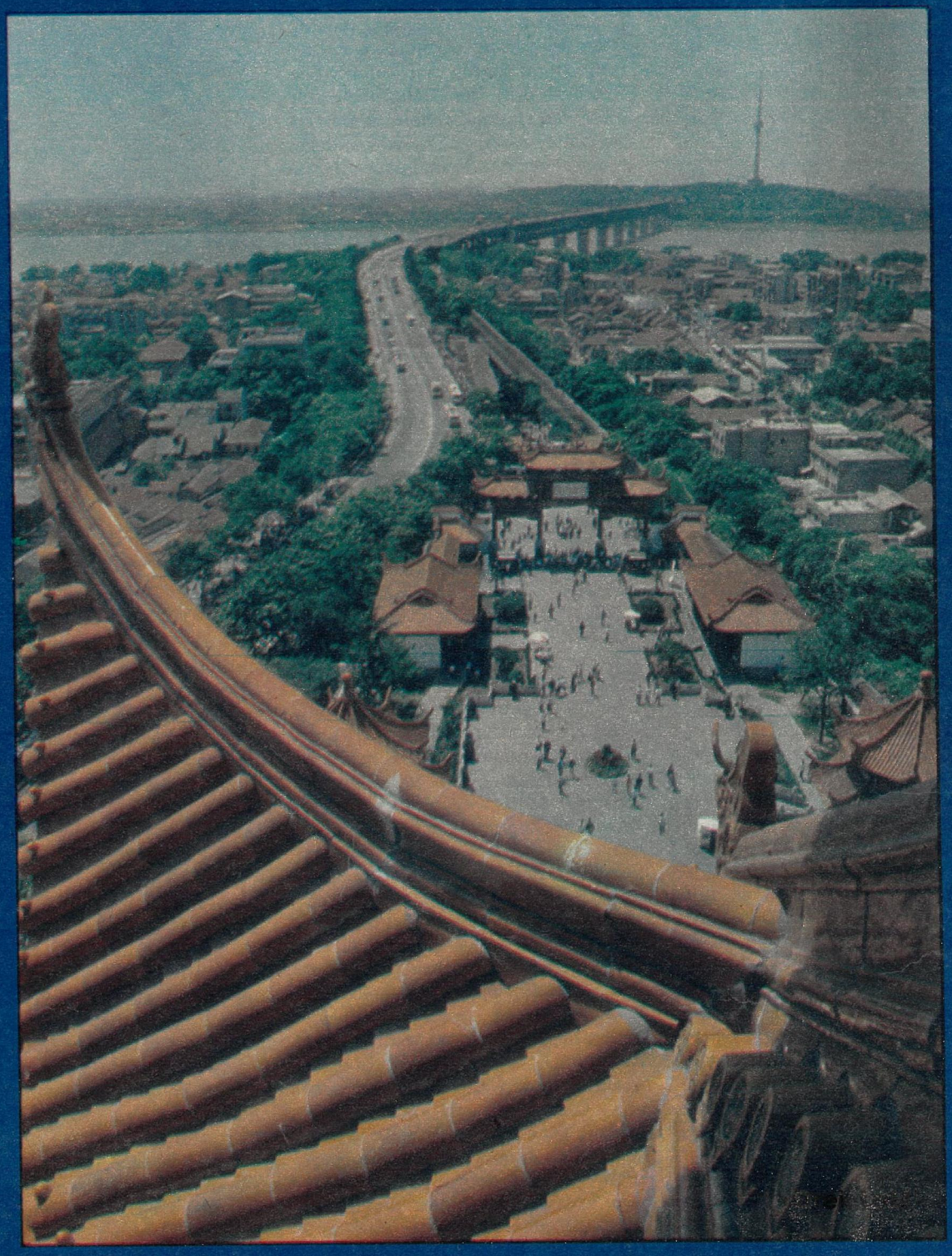
FREIE WELT EXKLUSIV

China zwischen zwei Lidschlägen

Die Drei-Backofen-Reise durch die heißeste Region Chinas nimmt ihren Lauf. Vom Ausgangsort Nanjing noch fast ungebacken davongekommen (FW 18/87), begeben sich unsere Reisenden nun endlich aufs Schiff, um auf dem Changjiang und der Temperaturskala weiter aufwärts zu schwimmen zur nächsten Backofenstation.

2. WUHAN

Hankou-City



UWE KANT

Zum zweiten Backofen

Fotos von Detlev Steinberg

Zum zweiten Backofen

Der erste Backofen heißt Nanjing, der zweite Wuhan. Wir wollen den Weg von einem zum andern zu Schiff zurücklegen, und abends fahren wir zum Hafen. Allerspätestens hier wird sichtbar, daß es sich nicht um einen Weiße-Flotte-Ausflug handelt, sondern um Transport und Verkehr. Es scheint gar nicht einfach zu sein, einen Schiffsplatz zu bekommen. Unterm dunklen Himmel, aus dem schwer und akkurat der Regen herabfällt, die aufgeregte Menge der Reisenden samt mitgeführter Fracht, auf die das Wort Gepäck nun wirklich nicht mehr passen will. Nicht wenige haben die traditionelle Tragestange mit den beiden Körben bei sich, womit Weizen, Reis, Früchte, aber auch Splitt oder die zylindrischen und durchlöcherten chinesischen Briketts ausgetragen werden können. Dabei gilt es, so schwer die Last auch sei, so sehr die Knie, der Rücken, das Joch, der ganze Mensch sich auch biegt, einen leichten Trab oder wenigstens Geschwindschritt anzuschlagen, um übermäßiges Pendeln zu vermeiden. So haben wir es in den Städten und auf den Landstraßen schon gesehen. Wie mag man inmitten der anderthalbtausendköpfigen Menge ein Schiff damit besteigen? Das sehen wir den Abend nicht mehr, denn unser Begleiter bahnt uns mit guten Worten für Sekunden eine Gasse, durch die wir mit unserem vergleichsweise zierlichen 20/30-Kilo-Handgut über die glitschig gewordenen Bohlen der Landungsbrücke glücklich aufs Schiff schlüpfen. Ein oder zwei Treppen hinauf, Längsgang, Quergang, rechts herum, Kabine 4.

Die Reisenden der zweiten Klasse fahren einigermaßen komfortabel. Waschbecken mit fließendem Wasser, Tisch, Schränkchen, Bänkchen, Sessel, Klimakasten (außer Betrieb), die beiden Betten durch umlaufende Vorhänge separierbar wie in Feudalgemächern – das wollte man schon immer mal probieren. WC und Dusche finden sich im Quergang. Die Kabinentür führt nach außen, jedoch nicht direkt, denn der Außengang ist mit so kleinen Orangerie-Fenstern verglast. Aber vorne, am Bug, befindet sich unter der Kommandobrücke ein Freiluftplatz, wo man sich vom Wind bewehen lassen oder etwas Bier trinken kann, sofern Wind oder Bier vorhanden sind.

Das Schiff heißt „Jianghan", ein 3000tonner, 120 Meter lang, 19 breit. Es befördert 1300 Passagiere und 140 Mann Besatzung (davon 40 in der Küche, 2 im Friseursalon). Die 5000-PS-Maschine verleiht ihm eine Geschwindigkeit von ca. 18 km/h, mit der es die Backofen-Linie Nanjing–Wuhan–Nanjing befährt.

Dies erklärt uns anderentags Wang Peicheng, der, auf einem Schiff etwas unerwartet, auch den in China offenbar verbreiteten und beliebten Titel eines Direktors trägt. Er ist Direktor für Passagiere und Dienstleistungen, ein Schiffer, der schon dreißig Jahre auf dem Changjiang fährt. Wir gäben etwas darum, wenn er unsere Frage, wie es anfangs denn so gewesen sei mit den Schiffen und der Schiffahrt, mit mehr als einem Lächeln beantwortet hätte. Aber er ist (wie andere) nicht so für das Nostalgische. Bitteschön, sagt er statt dessen, ich werde Ihnen das Schiff zeigen. Für die Passagiere ist das Schiff in fünf Klassen eingeteilt. Eine erste Klasse gibt es nicht, dafür gibt es die fünfte Klasse zweimal – mit Bett und ohne Bett. Erst einmal gehen wir „mit Bett" angucken. Die Szene erinnert einen an Bilder alter Filme von den sogenannten Zwischendecks der Auswandererschiffe. In trüber Beleuchtung und schwer zu atmender Luft steht die Kolonne dreistöckiger Betten eingezwängt in den graustählernen Tunnel des Schiffsbauches. Alte, Junge, Kinder, Männer, Frauen zwischen ihren Bündeln; man schläft, ißt, spielt Karten (besser: eine Art Fächer-Domino), plaudert mit dem Bettnachbarn, hört versunken einem Kleinradio zu. Kein Nachtasyl, keine Endstation; sondern ein Durchgangszustand. Entbehrungsbereitschaft, Mühsalvertrautheit ja, aber kein Fallenlassen, wer hier unterwegs ist, ist aktiv. Wer nicht mehr als acht Yuan für die etwa 800 km lange Flußfahrt ausgeben kann oder will oder kein anderes Ticket mehr bekommen konnte, wird den Bauch-Platz buchen.

Allerdings jetzt in der warmen Jahreszeit scheinen die Passagiere der fünften Klasse „ohne Bett" ungleich besser daran zu sein. Wo befindet sich diese Klasse? Überall (ausgenommen die 2. Klasse und das Oberdeck), wo ein Schläfer mit Sack und Pack Platz findet, ohne allzu hinderlich zu sein, vornehmlich auf dem Fußboden bei den Treppenaufgängen und jetzt, da es aufgehört hat zu regnen, auf dem luftigen Achterdeck, auf dem sie sich malerisch zur Ruhe betten, ohne Bett. Die meisten von ihnen, meint ein junger Mittelschullehrer, mit dem wir ein paar grammatisch bedenkliche Englischsätze austauschen, sind Bauern zwischen Verkauf und Einkauf. Auch Leute vom Lande, die zur Arbeitsaufnahme oder auf der Suche nach Arbeit an einen anderen Ort reisen. Aber ginge es nach dem Einkommen, so müßten dort eigentlich lauter Mittelschullehrer liegen, denn unser Gewährsmann erklärt uns, daß er nur 68 Yuan verdiene. Nun, Bauern sind sparsame Leut. Dann steigen wir wieder auf, durch die vierte und durch die dritte Klasse nach oben, in deren Abteilen zwölf bzw. acht Doppelstockbetten stehen. Etwas befremdend die sanitären Sachen und Gelegenheiten, da die einzelnen Kammern nur durch halbhohe Wände und ebensolche Türen abgetrennt sind, hinter denen der Mensch während der eigentlichen Verrichtung freilich verschwindet. Schließlich dürfen wir noch einen Blick in die Kommandobrücke werfen, ganz oben über all den Klassen.

Zwischenspiel mit Enterhaken

In verblüffendem Gegensatz zu den lärmerfüllten, brodelnden Passagierdecks herrscht hier eine schier feierlich-sakrale Stille. Dazu bietet sich ein Bild von Autorität und Kompetenz. Der Kapitän sitzt auf einem gewöhnlichen Stubenstuhl, mustert den Fluß durch ein starkes Glas und trifft gelegentlich eine eher viertel- als halblaute navigatorische Anmerkung, auf die sich die anderen anmutig im Raum gruppierten Schiffsführungspersonen, noch leiser womöglich, ihren Vers machen. Mit denen woll'n wir ruhig fahr'n gen Wuhan. Bei uns in der zweiten Klasse reist als Passagier noch ein weiterer Flotten-Mann. Er trägt eine weiße Uniformjacke mit ziemlich bedeutenden Schulterstükken. Unser Übersetzer sagt, es handle sich um einen Professor im Oberstenrang oder um einen Oberst mit Professortitel, jedenfalls Marine. Den glauben wir leicht ins Gespräch ziehen zu können mit einer beiläufigen Frage vom Typ: Wie-finden-Sie-denn-dieses-Schiff-so. Wissen Sie, sagt er, von solchen richtigen Schiffen verstehe ich nicht viel. Ich bin nur Konstrukteur, Papierschiffe, wissen Sie! Und macht sich wieder an seine Gymnastik, eine in auf der Stelle tretendem Trab durchgeführte Schlichtvariante des Schattenboxens; die pechschwarzen Haare stehen ihm mehr professorenhaft als oberstmäßig in verschiedene Richtungen zu Berge. In einer anderen Kabine gibt es zwei Männer, die die Fähigkeit zu haben scheinen, achtundvierzig Stunden hintereinander lesen zu können. Daneben die Händler, die die Kabine auf irgendeine Weise zu viert oder fünft bewohnen, verfügen über ähnliche Ausdauer – im Kartenspiel. Manchmal nur treten sie zur Pause heraus, selbstbewußte, proper bekleidete, wohlgenährte, schlitzohrig-vergnügte Männer, von denen man nicht unbedingt einen gebrauchten Rembrandt kaufen würde. In geschäftlichen Dingen seien sie unterwegs, ja, man müsse mal hier gukken, mal da gucken, was es wo gibt und wo es was nicht gibt. Das sollte sich nur keiner so einfach vorstellen, diese Härten des Wirtschaftslebens, und sie lachen energisch. Auch wir wissen natürlich etwas über die Aufgaben des Händlers, wir sagen: Der Händler muß wissen, was die Menschen kaufen wollen und wieviel Geld sie dafür ausgeben mögen. Oho, man klopft uns die Schulter, wir gehen als Experten auseinander. Nicht ohne auf unsere Erkundigung nach zukünftigen Preisnachlässen ein wohlwollendes „jederzeit!" entgegengenommen zu haben. Die Zulassung, auch Förderung, privater Händler und Kleinunternehmer in verschiedenen Branchen ist Bestandteil der Wirtschaftsreformen der letzten Jahre. In der Beijinger „China Daily" hatten wir einen Artikel über einen ehemaligen Offizier und jetzigen Bauausrüstungsunternehmer gelesen, von welchem unter anderem lobend gesagt wurde, er habe im vergangenen Jahr schon über 10 000 Yuan allein für Reklame ausgegeben. In einer Nanjinger Markthalle, in der es modisch-bunte Textilien, Gasfeuerzeuge, Billigquarzuhren, Gürtel, Lippenstifte, Patentschirme gab (alles recht teuer für einen Lehrer oder einen Bürgermeister oder unteren Direktor), hatten wir so gut es ging mit einigen der (hier meist weiblichen) neuen Kaufleute gesprochen.

Ein Mädchen war die Angestellte eines nicht anwesenden Chefs, ihr Monatseinkommen schwankte je nach Verkauf zwischen 100 und 200 Yuan. Die Selbständigen ließen uns darüber im unklaren, aber die Angabe eines Geschwisterpaares, es zahle für den ca. 4 Meter breiten Stand rund 7000 Yuan Jahresmiete, läßt zumindest auf tüchtigen Umsatz schließen. Alle hatten offenbar gleich nach der Mittelschule, jedenfalls ohne andere Berufsausbildung, diese Laufbahn eingeschlagen. Ja, etwas Anfangskapital müsse man zum Erwerb der Lizenz schon haben. Woher? Nun, von den Eltern und anderen Verwandten. Der durchaus mögliche Bankkredit scheint ihnen noch fremd bis erheiternd. Als Bezugsquellen ihrer attraktiven Waren nennen sie größere Händler und Firmen in Shanghai und Guangzhou (Kanton).

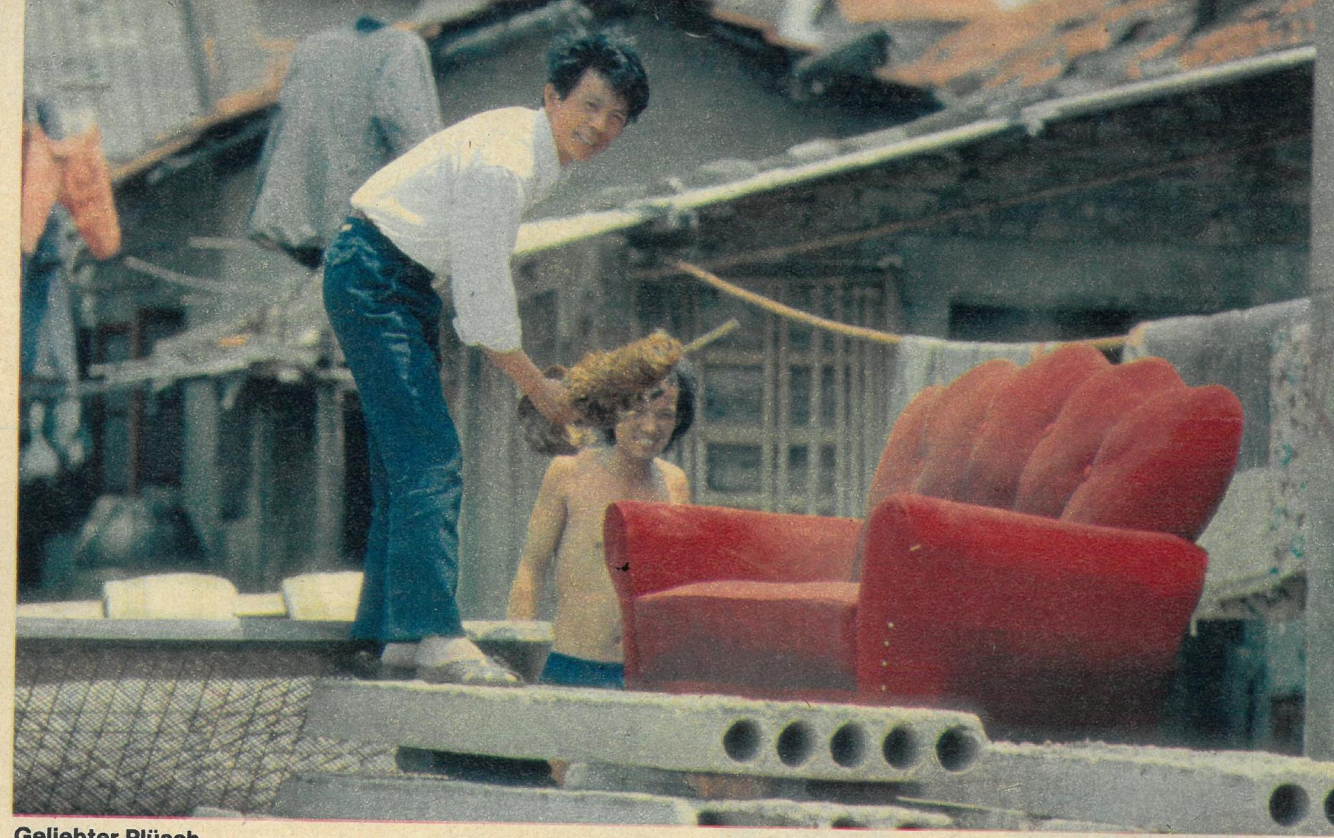
Stunde um Stunde fahren wir den Changjiang hinauf. Die bräunlichgrünlichen kuppigen Ufer des ersten Abschnitts unserer Flußreise bieten wenig Abwechslung. Einmal überquert eine Stromleitung zwischen zwei eiffelturmartigen Masten den Fluß. Hin und wieder kommt ein Trupp Motordschunken des Weges. Seltsam, keine Wasservögel, auch keine Krähen, Spatzen. Einmal eine Schwalbe, wo war die andere? Keine Schwimmer. Ein Berg sieht aus wie eine Jahrmarktsrutschbahn für besonders groß geratene Riesen. Ab und an sind terrassierte Felder an sehr steilen Hängen zu entdecken. Selten ein Mensch, etwas häufiger ein Wasserbüffel, das gute Arbeitstier. Die Wasserbüffel arbeiten aber gerade alle nicht, so daß es aussieht, als habe eine Büffel-Gewerkschaft sie hierher zur Kur geschickt. Rechts schwimmt ein vielfältig verknüpfter Schubverband vorbei; der Versuch, seine einzelnen, um ein Mutterschiff herum angeordneten Elemente zu zählen, endet recht ungefähr bei zehn. Der jüngste und schüchternste unter den Händlern, erfahren wir noch, ist gar kein Händler, sondern der Delegierte einer Schuhfabrik, der zu einer vom Ministerium anberaumten „Konferenz über die weitere entschiedene Verbesserung von Schuhen und Hüten“ unterwegs ist. Manchmal legt das Schiff an, wechselt Menschen und Ladung. Aber die Flußhäfen sind ein Kapitel für sich. Nächstens werden wir einmal aussteigen und von dort berichten.

Vorerst marschiert an den Ufern Industrie auf, Wuhan, der zweite Backofen, die Drei-Stadt, lagert weithin am Fluß. Die seegehenden Schiffe (bis zu 10 000 t) im Hafen sind 1500 Kilometer weit vom Meer heraufgekommen.

★

Die Drei-Stadt besteht aus Wuchang und den gegenüberliegenden, ihrerseits durch den hier in den Changjiang einmündenden Han-Fluß getrennten Hanyang und Hankou. Hankou kam in die Ge-

Transportwiege



Geliebter Plüsch

Viele Leben

Dame ohne Unterleib

Hotelwäsche

Zum zweiten Backofen

schichte als ein Hauptschauplatz der übermütigsten und schamlosesten Kanonenbootpolitik der imperialistischen Mächte gegenüber dem kaiserlichen China, die die von ihnen annektierten Stadtteile beschönigend „Konzessionen" nannten. In Wuchang begann 1911 die bürgerlich-demokratische Revolution. Die Einwohnerzahl der heutigen Stadt Wuhan einschließlich der Vororte und unterstellten Landgemeinden wird mit rund 6 Millionen beziffert, wovon etwa die Hälfte auf die eigentliche Stadt entfällt. Wuhan, Knotenpunkt von Fluß-, Luft- und Schienenverkehr ist Haupstadt der zentralchinesischen Provinz Hubei, einer Wiege der chinesischen Kultur und der Menschheitsgeschichte.

Vom Balkon des Hochhaus-Hotels blicken wir auf die nahe gelegene Changjiang-Brücke von Wuhan, die älter (1957) und schlichter (etwas) als die von Nanjing ist, aber im Hinblick auf die spezielle Topographie der Hubei-Metropole gewiß nicht von minderer Bedeutung. Sich dies Fähr-Getümmel vorzustellen! Abends gehen wir für einen Augenblick von zwei oder drei Stunden hinüber. Auf den Stufen der Ufertreppe die Weisen, die Pärchen, die Freunde, vielleicht ein paar Dichter, die Eltern, die ihrem stufenhüpfenden Kind zusehen. Nachher in der Straße der erste chinesische Bürger, ein Freiluft-Barbier, der es nicht leiden will, fotografiert zu werden und uns, von seiner Frau mit schrillem Ruf gewarnt, verfolgt, bedrängt. Was war mit dem Haar-Künstler? Hatte er keine Rasier-Lizenz? Oder war's berufsbedingte Abneigung gegen v o l l b ä r t i g e Fotografen? Gegen mikroskopisches Entgelt begucken wir eine Monströsitätenschau, darin eine fünfbeinige Kuh, ein achtbeiniges Schwein und ein Schafsbock mit hypertrophierter Bocks-Zierde die Hauptstücke sind. Ein paar Halbstarke drehen uns lange Nasen. An einer Ecke zanken sich zwei Personen äußerst lautstarkt, wie es Chinesen zu tun scheinen, sofern sie es überhaupt einmal tun. Im Fernsehen sehen wir noch einen Beitrag über den Strafvollzug bzw. die Heimerziehung bei Jugendlichen und Kindern mit eingestreuten Spielszenen, in welchen uneinige Eltern bei ihrer falschen Erziehungstätigkeit zu sehen sind. In der Werbesendung werden Leute, die noch nicht die Zahncreme Soundso benutzen, mit der drastischen Darstellung gräßlicher Zahnschmerzen erschreckt. So endet der Tag mitten im Ernst des Lebens.

Freundlicher anderntags in der City von Hankou, die Jianghan-Straße, welche laut Neonschrifttafel vom (Handels-?)Ministerium als „Straße der Höflichkeit, Zivilisation und guten Bedienung" eingestuft worden ist. Stoffe, Blusen, Hemden, Hosen, Stoffe, Stoffe, Schreibgerät, Spielzeug, Pyramiden von kleinen krummen hocharomatischen Bananen, japanische Kitschuhren, Eis am Stiel, Stoffe, sehr gute Brillen und Regimenter von Ventilatoren. Das gleiche um die Ecke in der Zhong Shan Avenue – nur dreimal mehr von allem.

★

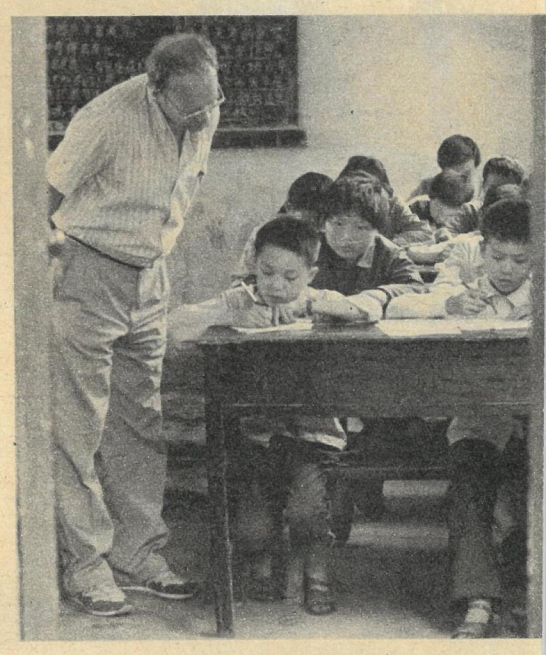
Etwas hat uns schon seit einiger Zeit gestört an der Bezeichnung Backofen – irgendwie bißchen bieder, harmlos. Jetzt fällt uns ein anderer oder zusätzlicher Name für einen hitzigen Ort ein: die Schmiede, das Schmiedefeuer. Wir sind im WISCO (Wuhan Iron And Stell Company), im Stahl- und Walzwerk Wuhan, das ab 1956 auf 10 km² Fläche am Changjiang-Ufer im Norden Wuchangs entstanden ist und heute 120 000 Beschäftigte zählt, wovon zum Beispiel 2000 dem werkseigenen Wohnungsbaubetrieb angehören. Zuerst haben wir im Empfangssaal vor dem ca. 10 Meter langen Leuchtschaubild mit sieben darüber angeordneten Monitoren einem Tonbandvortrag in gutem, aber für unsereins wegen all der Fachwörter allzu raschen Deutsch gelauscht. Nun traben wir hoch oben an der Wand der über 1200 Meter langen Halle des hochmodernen, mit japanischer Hilfe und Ausrüstung errichteten Feinblechwalzwerkes den gitternen Laufsteg entlang. Die Hitze der glühenden Blöcke spüren wir noch hier in der Höhe. Wie mag es erst unten sein? Aber unten ist vorerst niemand. Ein überwältigender Computerzauber jagt die heißen Eisen in präzisem Rhythmus von Station zu Station. Eine optische Täuschung bewirkt, daß der vordere Teil des Blockes sich schneller zu bewegen scheint, als machte er eigene Anstrengung, der Walze zu entkommen. Die Computerzentrale sehen wir nicht; denn der Hersteller, erfahren wir schließlich, wünscht nicht dergleichen. Tut er aber recht, wir hätten ihm ganz schön was abgesehen. Dafür sprechen wir auf dem Hof ein wenig mit Fu Yixing (42), Yu Qigun (48) und Huang Shengsen (45), die jetzt in dem modernen Werksteil beschäftigt sind. Stolz? Sicher, die Schlechtesten hat man ja nicht gerade für die neue Technik ausgesucht. Eine wunderbare Technik, allerdings – ausländisch. Wenn die chinesische Technik auch soweit ist, dann erst kann man zufrieden sein. Yu, der älteste, hat drei Kinder und deshalb zwei (beinahe kostenlose) Werkswohnungen, verdient 200 Yuan. 1958 ist er als neunzehnjähriger Bauernjunge vom Lande hierhergekommen, weil es Arbeit gab. Die Entwicklung, die er hier, in dieser Schmiede der Nation genommen hat, ist vor allem konkret. Aber ein bißchen symbolisch ist sie auch.

★

Schade fast, der Name des Bürgermeisters der zu Groß-Wuhan gehörenden Landgemeinde Huashan („Blumenberg"), er lautet Zhuo Wenching, findet sich doch noch in unseren Aufzeichnungen. Sonst hätten wir ihm gern den Indianer-Namen „Nr. 13" verliehen. Der Bürgermeister ist ein dürrer, unternehmender Mensch mit schwarzen Rasierschatten im Gesicht. Unterm weißen Nylonhemd, das er vielleicht uns zu Ehren übergeworfen hat, trägt er deutlich ein blaues Trikot mit roter Rückennummer 13. Zwecks Erläuterung einiger Grundbegriffe und Zahlen empfängt er uns zwischen Tee-Bechern und Plaste-Bonsai im Zeremoniensaal der Gemeinderegierung. Aber lange hält es ihn dort nicht, bald fährt er mit uns kreuz und quer durch die Gemeinde, und zwischen den Stationen erzählt er weiter. Fassen wir Gesagtes, Gesehenes, Gedachtes zusammen und zählen wir hier und da die Erfahrungen aus der Nanjinger Landgemeinde Wanton Xiang hinzu, so zeichnen sich Umrisse des tatsächlichen Bildes ab.

Die Landgemeinde Huashan ist 54 km² groß und zählt in 13 Dörfern rund 30 000 Einwohner, die sich auf etwa 7400 Haushalte verteilen. Die Ackerbaufläche beträgt jedoch nur rund 1600 Hektar, also nur 0,05 Hektar pro Kopf der Bevölkerung (Volksrepublik China 0,1, DDR 0,32). Hinzu kommen noch 1000 Hektar Hügel- und 600 Hektar Wasserfläche. Die Landwirtschaft erzeugt Getreide (vornehmlich Reis, weniger Weizen), Ölfrüchte, Gemüse, Tee, Obst, Geflügel und Schweine. Seit Beginn der Wirtschaftsreform auf dem Lande (1980) ist das uneffektive „Kommando-System" der früheren Volkskommunen (die übrigens im Umfang mit den Landgemeinden etwa identisch waren, so daß unsere Assoziationen zu unseren LPG schon in dieser Hinsicht recht irrig verliefen) durch ein System der Verantwortlichkeit und der Spezialisierung für bestimmte Flächen und Tätigkeiten ersetzt worden, das den Bauern außerdem die Möglichkeit läßt, erwirtschaftete Überschüsse auf dem freien Markt zu verkaufen. Der überwiegende Anteil der Produktion und der Einnahmen der Gemeinden fällt aber auf die ländliche Industrie, die in Gemeinde-, Dorf- und Bevölkerungskomitee-Betrieben (nach Größe und Unterstellung gegliedert) Produkte von der Zahnbürste über Baustoffe, Düngemittel, Textilien bis zu Dampferzeugern oder Schiffsausrüstungen herstellt. Dabei herrscht Flexibilität sowohl bei den Arbeitskräften als auch bei den Betrieben: Als wir uns im gemeindegeleiteten Metallbaubetrieb in Wanton Xiang nach der Beschäftigtenzahl erkundigten, nannte man gezeitenhaft schwankende Zahlen zwischen 12 und 400. 12 bilden den Stamm, vierhundert können sie verkraften, wenn gerade in der Landwirtschaft nicht so viel zu tun ist. Alles in allem erzielt die Landbevölkerung gegenwärtig überdurchschnittliche bis extrem hohe Einnahmen. Deutlicher noch als Zahlen (in Wanton Xiang nannte man ein Pro-Kopf-Monatseinkommen von 600 Yuan!) sprechen davon die zahlreichen Neugründungen von schmucken und ordentlichen Bauernhäusern, die zudem davon künden, daß der oft erschreckende äußere Anblick der traditionellen Bauernhäuser nicht auf Gleichgültigkeit, sondern schlicht auf traditionelle Armut zurückzuführen ist. Nr. 13, der Bürgermeister, zeigt uns Reisanbau (samt arbeitenden Wasserbüffeln), Teeplantage, Orangenhain, Rapsdrusch (mit Flegel), dringt mit uns in Li Bauxings Haus ein (aber nur die Großmutter, die kein Interesse an uns hat, ist zu Hause), schreckt nicht vor der Feilenhauerei zurück, einem Dorfbetrieb, der bei sehr rückständiger technischer Ausrüstung und sehr bedenklichem Arbeitsschutz jährlich 900 000 Feilen herstellt und führt uns auch in ein privates Unternehmen mit 23 Angestellten, in welchem anscheinend Medikamente in Kleinpackungen abgefüllt werden, woran der Betreiber, der seinen Angestellten um 80 Yuan bezahlt, letztes Jahr einen Nettogewinn von 10 000 Yuan hatte. Zum Schluß aber führt der Bürgermeister, mit Sinn für Gestaltung, in die Schule. Dort dürfen wir aber nicht sehr stören, denn dort läuft gerade ein Mathematikwettstreit um den Preis des Li Fucheng. Der Preis beläuft sich auf 1000 Yuan, die Schüler erarbeiten ihn für ihre Schule, die davon Anschaffungen und Reparaturen bestreiten kann. Und wer ist der Stifter Li Fucheng? „Wir können ihn besuchen", sagt der Bürgermeister, „aber Ihre Zeit reicht nicht. Li ist ein Schmied aus einem unserer Dörfer." „Warum...?" sagen wir. „Ja, warum", sagt der Bürgermeister, „wir haben doch alle die Erfahrung gemacht, ohne Bildung ist es ein schlechtes Wirtschaften."

Autor und Prüfling: Einer rechnete falsch.



Odessa

Cherson

Wieder bringt FREIE WELT zu den Tagen des sowjetischen Buches in Verbindung mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, dem LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel und der Meshdunarodnaja Kniga

DAS GROSSE

LITERATUR-PREISAUS

SCHWARZES

K R

Bachtschissarai

Sewastopol

Si

Gaspr

Wie in jedem Jahr – so auch 1987 – heißt es für Sie, liebe Leser:

Mitmachen! Mitdenken! Gewinnen!

Werfen Sie bitte einen Blick auf die Landkarten dieser und der nächsten zwei Seiten! Sie sollen Ihnen bei der Beantwortung unserer Fragen helfen. Zu finden sind die Aufenthaltsorte von Schriftstellern oder Schauplätze berühmter literarischer Werke in Gebieten am Schwarzen Meer – angefangen von Odessa über die Halbinsel Krim bis zur Kaukasusküste. Befragen Sie Ihr Gedächtnis, Ihr Wissen oder ein Lexikon, greifen Sie zum Kugelschreiber und schreiben Sie auf die Rückseite einer Postkarte die Namen der Orte, nach denen gefragt wird.

FRAGE 1:
Die Arbeit des russischen Dramatikers Anton Tschechow war eng mit dem berühmten Moskauer Künstlertheater verbunden, für das er auch sein Stück „Die Möwe“ schuf.

In welcher Stadt lebte der Dichter in seinen letzten Lebensjahren?

FRAGE 2:
Der Dichter des Romans „Eugen Onegin“, Alexander Puschkin, erzählte in einem Poem eine tragische Liebesgeschichte, in der von einer Fontäne und einem Brunnen, die Rede ist.

An welchem Ort der Krim befindet sich jener Springbrunnen?

FRAGE 3:
Einen der bedeutendsten Romane der russischen Literatur, den Roman „Ein Held unserer Zeit“, schrieb der Dichter Michail Lermontow, der, wie der Verfasser des „Eugen Onegin“, den Tod im Duell fand.

Welche große Gebirgslandschaft bildet den Hintergrund für den Roman?

FRAGE 4:
In seinem Buch „Die Kolchis“ schildert der Schriftsteller Konstantin Paustowski die sozialistische Umgestaltung der von Wäldern und Sümpfen bedeckten Ostküste des Schwarzen Meeres.

Zu welcher Sowjetrepublik gehört diese in der antiken Sage vom

SCHREIBEN

PREISE

Hauptpreis: **1.– 20. Teilnahme an einer Gruppenreise ins literarische ODESSA mit interessanten Ausflügen in die nähere Umgebung der Stadt und persönliche Bekanntschaft mit einem ukrainischen Dichter.**

21.– 23. je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR.
24. 1000.– M
25. 750.– M
26. 300.– M
27.– 31. Büchergutscheine im Wert von je 200.– M
32.– 41. Büchergutscheine im Wert von je 100.– M
42.– 61. Büchergutscheine im Wert von je 50.– M
62.–161. Büchergutscheine im Wert von je 30.– M

„Goldenen Vlies" als Kolchis bezeichnete Küste?

FRAGE 5:
Maxim Gorki durchwanderte in seiner Jugend ganz Rußland. In einer kaukasischen Stadt, Hauptstadt einer Sowjetrepublik, begann er seine literarische Arbeit.
Wie heißt diese Stadt, in der 1892 seine erste Geschichte „Makar Tschudra" entstand?

FRAGE 6:
Zwei Schriftsteller, Ilja Ilf und Jewgeni Petrow, schrieben gemeinsam viele humoristische und satirische Erzählungen, von denen der Roman „Zwölf Stühle" um die Welt ging.
In welcher Schwarzmeerstadt wurden beide Schriftsteller geboren?

FRAGE 7:
Als Soldat im Bürgerkrieg zog sich Nikolai Ostrowski eine unheilbare Krankheit zu, die ihn für immer ans Bett fesselte.
Das Haus an der Kaukasusküste, in dem er während seiner Krankheit lebte, ist heute Museum – wo befindet es sich?

FRAGE 8:
Die Landschaften am Schwarzen Meer spielten in den romantisch-phantastischen Geschichten des Erzählers Alexander Grin eine große Rolle. Eine dieser Geschichten heißt „Das Purpursegel".
In welcher Stadt auf der Krim verbrachte er seine letzten Lebensjahre?

Das große Literatur-Preisausschreiben

teidigung des Krimhafens Sewastopol 1854 kämpfte er als Offizier.
Zwischen Sewastopol und Jalta liegt ein Ort, wo dieser Dichter ein Haus besaß, in dem er häufig arbeitete – wie heißt dieser Ort?

FRAGE 9:
Wladimir Majakowski zählt zu den bedeutendsten Dichtern der Oktoberrevolution, er ist u. a. Verfasser des „Oktoberpoems Gut und Schön" und des Theaterstückes „Das Schwitzbad".
In welcher georgischen Stadt besuchte er das Gymnasium?

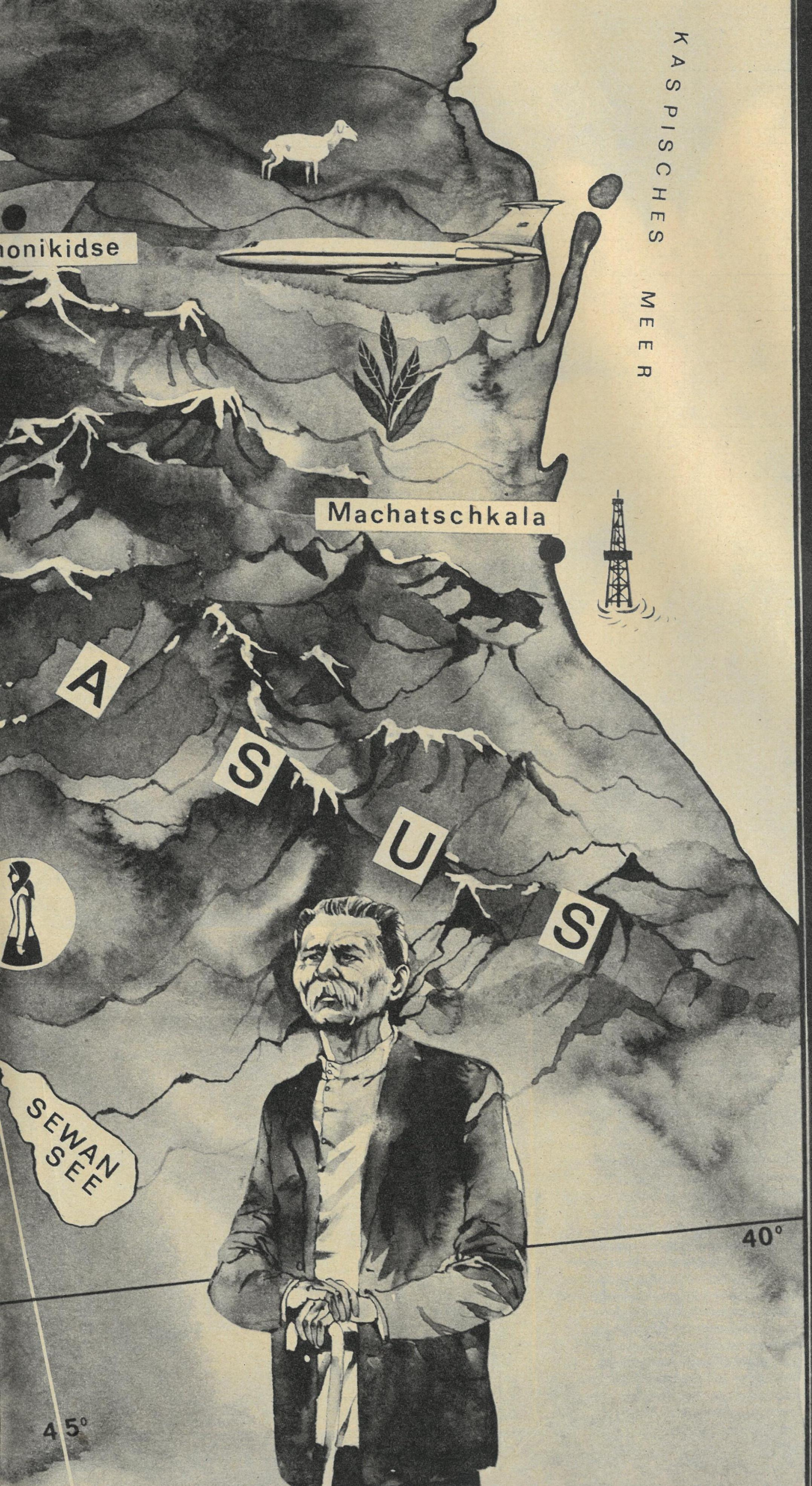
FRAGE 10:
Einer der größten russischen Dichter, Lew Tolstoi, schuf den Roman „Krieg und Frieden", ein Meisterwerk der Weltliteratur. Bei der Ver-

Sie erleichtern sich Ihre Suche, indem Sie auf die in der Karte eingezeichneten eingekreisten Bildzeichen achten. Schreiben Sie aber nur die gefragten 10 Namen der geographischen Orte auf die Postkarte und senden diese an LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel, Leninstraße 16, Postfach 520, Leipzig, 7010.

Kennwort: Literaturpreisausschreiben 1987

Letzter Einsendetermin: 15. November 1987 (Poststempel). Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Jeder Gewinner wird vom LKG im Dezember schriftlich benachrichtigt. Die Liste der Gewinner und die Auflösungen werden im Januar 1988 in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Illustrationen: Karl Fischer



Im nächsten Heft:

Die echten Doubles

Tiere fliegen an Bord von Raumschiffen für zwei Wochen ins All, um den Menschen bei ihren Langzeitflügen in der Schwerelosigkeit zu assistieren. Wieder sind zwei Affen mit einem Biosputnik der „Kosmos"-Serie im Orbit unterwegs.

Foto: V. Billeb

Mondfinsternis auf dem Teller...

Stelzbeinige Tragegeräte und Dentalnähmaschinen sind nur einige Sehenswürdigkeiten, die unsere Changjiangreisenden besichtigten, als sie zwischen Wuhan und Chonqing vor Anker gingen.

Das Drama von Brest-Litowsk

Sowjet-Rußland 1918: Uneinigkeit bei den führenden Köpfen der Bolschewiki. Die einen fordern einen Volkskrieg gegen die deutschen Interventen, die gegen die Revolution aufmarschiert sind, die anderen treten für einen Waffenstillstand ein, ohne Wenn und Aber.

Gestatten, Tschaja!

Die achte Aufzucht dieser Wehrvögel in einem Tiergarten der Welt präsentiert Warschaus Zoo.

Operation hinterm Cockpit

FREIE WELT berichtet exklusiv von der Arbeit eines internationalen Ärzteteams an Bord eines Flugzeuges.

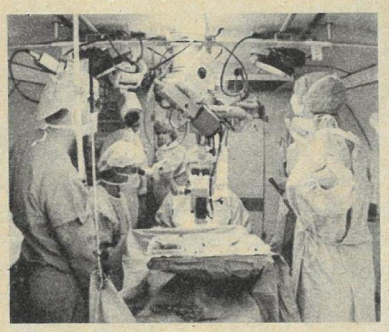


Foto: A. Boizow

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Edelweiß

(Leontopodium alpinum)

Im Altertum waren nicht mehr als einige hundert Pflanzenarten wegen ihrer Symbolik oder auch Heilkraft allgemein bekannt (bei den meisten hat sich diese Bedeutung längst verloren). Das Alpen-Edelweiß aber erwarb seine Beliebtheit erst in neuerer Zeit, sein Ruhm verbreitete sich im vorigen Jahrhundert mit dem Aufblühen solcher Freizeitbeschäftigungen wie des Bergsteigens und Wanderns. Das Edelweiß gilt in der Vorstellung des Mitteleuropäers als d i e Hochgebirgspflanze, mit dem Beigeschmack von Bergsteigerromantik und Alpenglühn. Als „Trophäe" – „Dort oben bin ich gewesen!" – erfreute sich das Edelweiß leider einer allzu großen Beliebtheit, an vielen europäischen Standorten ist es ausgerottet worden und steht heute in ganz Europa unter Naturschutz.

Um so größer das Erstaunen von Touristen in Südsibirien oder in der Mongolei, wenn sie da Edelweiße „bestandsbildend" auf Bergsteppen und -wiesen vorfinden. So bedecken die silberweißen Blütensterne am Baikalgebirge ganze Berghänge. Wahrscheinlich handelt es sich sogar um die gleiche Art wie in den Alpen oder den Karpaten – die Botaniker sind sich darüber noch nicht ganz einig.

Mit den Blütensternen hat es eine besondere Bewandtnis: Die eigentlichen Blüten sind unscheinbar klein und stehen zu mehreren dicht beisammen. Sie werden von einem auffälligen Stern aus silbrig-wolligen Hochblättern des Stengels eingerahmt, die den „Schauapparat" für blütenbestäubende Insekten bilden. Der wissenschaftliche Name für das Gewächs bezieht sich auf die Form dieser Umhüllung, darin stecken die griechischen Wörter leon – Löwe und podion – Füßchen, also „Löwenfüßchen". Bei asiatischen Edelweißen kennt man Blütensterne mit 12 cm Durchmesser und bis zu 28 Zipfeln; da könnte man eher von „Löwentatzen" sprechen.

Fotos: Dr. K. Manske, Dr. M. Freude, Text: Freude, Karte: J. Arfert

BOTANIK DES HOCHGEBIRGES 4

FREIE WELT

Unsere Frage

In unwirtlichem Lebensraum zeigen Pflanzen oft eine Behaarung der Stengel, der Blätter und sogar der Blüten. Als Schutz vorwiegend vor…

a) Austrocknung durch den Wind –

b) Insektenfraß –

c) Nachtfrösten?

Antworten bitte auf Postkarte mit Marke „Botanik 4" bis 6. Oktober an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 22/87.

So war es richtig in Heft 18: Oxalsäure (a). – Es gewannen: 100 Mark – Gisela Reichmann, Heidenau; 75 Mark – Helmut Kästner, Arnstadt; je 50 Mark – Hartmut Lipke, Potsdam; Fam. Krause, Neustadt/S.; Dieter Schinkmann, Plauen.

Unten: Baikalsee mit Ausläufern des Gebirges